1.11

REPORTAGEN BILDER GESPRÄCHE

WIE GEHT ES EIGENTLICH DEN FRAUEN?

GESCHLECHTERORDNUNGEN SPIEGELN DAS VERHÄLTNIS VON GOTT UND MENSCH
Christina von Braun über die Rolle von Frauenbildern im interkulturellen Dialog

MINZTEE-REVOLUTION IN MAROKKO
Frauen erobern den öffentlichen Raum

DAS TREFFEN DER »GRANDES DAMES«
Afrikas Filmemacherinnen mischen sich ein

GOETHE INSTITUT

Sprache. Kultur. Deutschland.

PRO
5
Vinten

WIE GEHT ES EIGENTLICH DEN FRAUEN?

3
Editorial von Hans-Georg Knopp

6
GESCHLECHTERORDNUNGEN SPIEGELN DAS VERHÄLTNIS VON GOTT UND MENSCH
Die Rolle der Frauenbilder im interkulturellen Dialog
von Christina von Braun

14
»VON IHREM LACHEN KÖNNTEN WIR LERNEN«
Frauenrechte in der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik
Beiträge von Monika Grütters, Ulla Schmidt, Claudia Roth und Lukrezia Jochimsen

16
DIE MINZTEE-REVOLUTION
Marokkanische Frauen erobern den öffentlichen Raum
von Elisabeth Wellershaus

19
DAS TREFFEN DER »GRANDES DAMES«
Afrikas Filmemacherinnen mischen sich ein
von Dorothee Wenner

22
FRAUENFÖRDERUNG JA – ABER RICHTIG!
Ein Frauennetzwerk für Afrika
von Katharina von Ruckteschell-Katte

24
BALLGEFÜHL TRIFFT SPRACHGEFÜHL
Im »Double Club for Girls« lernen Mädchen spielend Deutsch
von Barbara Klimke

28
DIE FRAU, DIE LÖSUNGEN ERFINDET
Tian Mansha über Frauen- und Männerrollen – im chinesischen Musiktheater und im wirklichen Leben
Ein Interview von Sabine Heymann

32
DEUTSCH LERNEN – DER LIEBE WEGEN
Wie Frauen von den Sprachkursen für nachziehende Ehefrauen profitieren
von Patrick Wildermann

36
DIE POESIE DER ALTEN DAMEN
Das Goethe-Institut Jerusalem ist Treffpunkt deutsch-jüdischer Emigrantinnen
von Evelyn Runge

39
ZWISCHEN SCHULE, SMARTPHONE UND RAMADAN
Lebenswelten junger Frauen in Südostasien
von Franz Xaver Augustin

42
»BILDUNG GIBT MACHT«
Manal Ataya, Generaldirektorin von 19 Museen des Emirats Sharjah, im Gespräch mit Christian Hallbauer

47
SIE SAH DIE SCHÖNHEIT UND SIE SAH DEN ZWEIFEL
Die Fotografin Sibylle Bergemann
von Jutta Voigt

50
In Arbeit
»Frauen in Führungspositionen!«
Die Gleichstellungsbeauftragte des Goethe-Instituts, Susanne Niemann, im Gespräch mit Edith Kresta

54
Termine

58
Nachrichten

60
9 Fragen an … Gabriele Kreuter-Lenz in München

Es ist nun hundert Jahre her, dass zum ersten Mal der Weltfrauentag begangen wurde. Das damals alles beherrschende Thema war die Forderung nach dem freien, geheimen und gleichen Frauenwahlrecht. Schauen wir uns die Veränderungen an, die seitdem die Gleichberechtigung der Frauen, ihre rechtliche Stellung, ihre berufliche und ökonomische Situation, die Verantwortungen in der Familie erfahren haben, so scheint in Deutschland nur noch wenig an die Lage vor hundert Jahren zu erinnern. Dies gilt sicherlich auch dann, wenn es noch Ungleichheiten gibt – wie die unterschiedliche Bezahlung für gleiche Arbeit und auch die dramatisch geringen Zahlen von Frauen in den Führungsetagen deutscher Unternehmen.

Im intensiven Austausch mit Künstlerinnen, Wissenschaftlerinnen und Initiativen in unseren Gastländern entwickeln die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Goethe-Instituts Aktionen und Projekte, die sensibel und kreativ auf die Situationen der Frauen antworten und Impulse zur Veränderung geben.

Das Goethe-Institut beschäftigt sich als Arbeitgeber intensiv mit diesen Fragen, ist aber auch hier ein Abbild der deutschen Gesellschaft – je weiter oben wir in der Hierarchie unserer Organisation schauen, umso weniger Frauen finden wir dort. Dies zu ändern sind wir alle aufgefordert. Es geht dabei um Fragen der Personalentwicklung, aber vor allem um eine Veränderung des Bewusstseins.

Als weltweit agierende Institution sind wir aber auch jenseits unserer eigenen Strukturen mit Fragen der Gleichstellung und der Rolle der Frau tagtäglich konfrontiert – und wir sehen, wie unterschiedlich auf diese Fragen geantwortet wird. Könnten solche Antworten weiter auseinanderliegen als im Vergleich zwischen Dänemark und Afghanistan, zwischen Kanada und der Mongolei? Gleichwohl sind wir nicht aufgerufen, belehrend in Ländern aufzutreten, in denen Frauen noch weit von einer ernsthaften Gleichstellung entfernt sind. Unser Weg ist ein anderer. Im intensiven Austausch mit Künstlerinnen, Wissenschaftlerinnen und Initiativen in unseren Gastländern entwickeln die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Goethe-Instituts Aktionen und Projekte, die sensibel und kreativ auf die Situationen der Frauen antworten und Impulse zur Veränderung geben.

Dieses Magazin zeigt eine beeindruckende Reihe gelungener Beispiele unserer Arbeit in diesem Themenfeld. Auf welche Situationen treffen wir in China, Subsahara-Afrika, Marokko, Südostasien oder auf der arabischen Halbinsel? Welche Richtung nimmt die Entwicklung in all diesen Orten? Wie begegnet das Goethe-Institut der jeweiligen Situation und welche Auswirkungen hat dies auf unsere Arbeit?

Das Goethe-Institut stellt sich diesen Fragen nicht nur als Arbeitgeber in 80 Ländern der Welt, es ist als Kulturinstitut immer auch in der Rolle dessen, der Fragen des Geschlechterverhältnisses programmatisch zu reflektieren aufgerufen ist. Einen Einblick in diese Reflexionen gewinnen Sie mit diesem Magazin.

Ich wünsche Ihnen eine anregende und spannende Lektüre!

HANS-GEORG KNOPP
Generalsekretär des Goethe-Instituts e.V.

WIE GEHT ES EIGENTLICH DEN FRAUEN?

Vor hundert Jahren rief Clara Zetkin den Frauentag ins Leben, Ende Juni fällt der Startschuss für die Fußball-Weltmeisterschaft der Frauen. Anlass für das Goethe-Institut zu fragen, wie es den Frauen in der Welt geht. Welche Wege finden sie, um Gleichberechtigung durchzusetzen und mehr Selbstbestimmung zu gewinnen? Lesen Sie, welche Ziele das Goethe-Institut in Südafrika mit dem Aufbau eines Netzwerks für Filmfrauen verfolgt, warum in Marokkos Cafés nicht länger nur Männer die Könige sind, was junge Frauen in Indonesien und Malaysia über ihre Zukunft denken und warum Manal Ataya, die im Emirat Sharjah als Generaldirektorin für 19 Museen verantwortlich ist, Führungspositionen ausschließlich mit Frauen besetzt.

»HAPPY HOUR« IM CAFÉ IN DER MEDINA IN CASABLANCA: Marokkanische Frauen kämpfen für ihren Platz in den Cafés des Landes – trotz reformierten Familienrechts noch immer eine Männerdomäne

GESCHLECHTERORDNUNGEN SPIEGELN DAS VERHÄLTNIS VON GOTT UND MENSCH

DIE ROLLE DER FRAUENBILDER IM INTERKULTURELLEN DIALOG

Wenn Kulturen aufeinanderstoßen, gerät sehr schnell die unterschiedliche Geschlechterordnung in den Fokus ihrer Auseinandersetzungen. Woher kommt diese hohe Emotionalität? Eine Spurensuche in Judentum, Islam und Christentum.

Mit Geschlechterordnung ist die Art gemeint, in der jede Kultur die Rolle von Männern und Frauen konzipiert und unterschiedlich reguliert. Den Geschlechterordnungen hängt etwas scheinbar Biologisches an. Deshalb glaubt jede Kultur, dass die ihre naturgegeben sei. Wenn dem so wäre, müssten sich aber alle Geschlechterordnungen gleichen – und genau das ist nicht der Fall. Ganz im Gegenteil geben ihre Unterschiede Anlass zu den tiefsten Konflikten zwischen den Kulturen.

Hinter der Geschlechterordnung verbirgt sich das Rückgrat, der Kern jeder Gemeinschaftsordnung. Das hängt natürlich einerseits mit der Frage der Reproduktion zusammen: Eine Gemeinschaft, die sich erhalten will, wird immer versuchen, die Fortpflanzung zu regulieren. Wenn die modernen Industriegesellschaften auf diesem Gebiet so großzügig geworden sind, so deshalb, weil sich am Horizont schon das Spektrum einer Reproduktion im Labor ankündigt: In Zukunft, so sagt Carl Djerassi, der sich selbst als die »Mutter der Pille« bezeichnet, werde man sich mit etwa 20, »oder wann immer wir mit dem sexuellen Verkehr anfangen«, sterilisieren lassen. Vorher werde man Eier und Spermien einfrieren: »Diese kommen in einen Banksafe. Und wenn Sie dann Ihr Kind haben wollen, gehen Sie zur Bank und sagen: Konto Nummer soundso, ich möchte heute mein Ei haben. Und dann bekommen Sie eine künstliche Befruchtung.«

(Frei übersetzt nach: »50 Jahre Antibaby-Pille«. Film von Michael Kirst, D/USA 2010)

DAS VERHÄLTNIS VON GOTT UND MENSCH

Doch die Regulierung der Fortpflanzung ist nicht der einzige Grund, weshalb die Geschlechterordnung im interkulturellen Konflikt so zentral ist: Sie symbolisiert auch die Art, wie eine Gesellschaft das Verhältnis von Diesseits und Jenseits konzipiert, des Irdischen und des Transzendenten. Aus Sicht der Religionen scheint dies generell eine der Funktionen der symbolischen Geschlechterordnung zu sein: Die Rollen von Mann und Frau sollen das Verhältnis von Gott und Mensch widerspiegeln, eine wie auch immer imaginierte göttliche Ordnung reflektieren. Bei der symbolischen Geschlechterordnung geht es also auch um das Projekt der Unsterblichkeit, das jeder Religion und Kultur zugrunde liegt. Das erklärt die hohe Emotionalität der Konflikte um die Geschlechterordnung. Natürlich wirken diese symbolischen Funktionen wiederum auf die gelebte Sexualität zurück – und ihr Einfluss auf den Körper des Einzelnen hängt mit eben der transzendenten Verheißung zusammen, die sich dahinter verbirgt. Das lässt sich gut an den Geschlechterordnungen der drei »Religionen des Buches« zeigen: Judentum, Christentum und Islam. Alle drei stammen aus demselben geografischen Raum (östliches Mittelmeer), alle drei beruhen auf heiligen Schriften, die in alphabetischen Schriftsystemen verfasst sind, und auch sonst weisen sie große Ähnlichkeiten auf – aber eben auch Unterschiede.

Sowohl die jüdische Religion als auch der Islam gehen von einer unüberwindbaren Grenze zwischen Gott und Mensch aus. Gott ist ewig, der Mensch ist sterblich. Gott ist unsichtbar, der Mensch ist sinnlich wahrnehmbar. Gott ist vollständig, der Mensch unvollständig. Auch der christliche Gott ist ewig, aber durch die Menschwerdung Gottes – die Inkarnation – wird die Grenze zwischen Gott und Mensch aufgehoben. Gott hat irdische Gestalt angenommen, und eben deshalb kann der gläubige Christ, die gläubige Christin, Anteil haben an Gottes Unsterblichkeit. Diese Unterschiede prägen auch die Geschlechterordnungen, die im Folgenden idealtypisch dargestellt werden: An dieser idealtypischen Darstellung, die weder die regionalen Einflüsse noch die vielen theologischen Differenzierungen der Religion berücksichtigt, lassen sich die strukturellen Unterschiede am besten verdeutlichen.

JUDENTUM: SEXUALITÄT ALS AUSDRUCK VON UNVOLLSTÄNDIGKEIT

Die Geschlechterordnung der jüdischen Religion kennt nicht die Verurteilung von sexueller Befriedigung, wie sie in vielen Epochen das christliche Denken dominiert hat. Sexualität wird als Teil der conditio humana betrachtet. Sie bietet – als Bedingung der Fortpflanzung (und eben deshalb bezogen auf die Heterosexualität) – die Möglichkeit, dem Stachel des Todes zu begegnen. In der Kabbalah und in chassidischen Lehren wird sie sogar zu einem der Tore der Begegnung mit Gott und dem Heiligen. Auf der anderen Seite ist Sexualität aber auch das, was Mensch und Gott unterscheidet. Die Geschlechtlichkeit gilt als ein Symptom menschlicher Unvollständigkeit und der Differenz zwischen Mensch und Gott. Der Gott Israels, so schreibt Tikva Frymer-Kensky, Judaistin und Leiterin des Department of Biblical Civilisation an der University of Chicago, »wird männlich gedacht, aber nicht geschlechtlich. Er ist überhaupt nicht phallisch und kann weder männliche Virilität noch sexuelle Potenz repräsentieren. Die anthropomorphe biblische Sprache benutzt Körperbilder des Armes, der rechten Hand, des Mundes, aber Gott wird nicht unterhalb der Gürtellinie imaginiert. (…) Gott ist asexuell oder transsexuell oder metasexuell, je nachdem wie wir das Phänomen betrachten. Er ist niemals sexuell.« Auch verhalte sich Gott nicht sexuell. Zwar sei Gott der »Gatte« Israels, eine mächtige eheliche Metapher, aber diese Sexual-

BANGLADESCH: Etwa 88 Prozent der Bevölkerung bekennt sich zum Islam. In den Fruchtbarkeitsritualen zeigt sich, wie stark er von den Traditionen des Hinduismus und Buddhismus geprägt ist

Die symbolischen Geschlechterordnungen der jüdischen Religion und des Islam betonen die Unterscheidung der Geschlechter

metapher bezieht sich auf sein Verhältnis zur Gemeinschaft – Israel als die »Braut Gottes« –, nicht zum Individuum.

STRENGE TRENNUNG VON MENSCH UND GOTT

Spiegelt sich in der jüdischen Religion die Differenz zwischen Gott und Mensch in der Tatsache wider, dass Gott »metasexuell« erscheint, so findet die »Versehrtheit« des sterblichen Menschen in der Betonung der geschlechtlichen Differenz ihren Ausdruck. Mit der rituell und kulturell immer wieder eingeübten Geschlechterdifferenz wird die strenge Trennung von Mensch und Gott unterstrichen. Durch die Beschneidung wird dem männlichen Körper Unvollständigkeit und Verletzlichkeit symbolisch eingeschrieben. Gleichzeitig heben die Gesetze der Nidda, die sich auf das weibliche Blut beziehen (das Menstruationsblut und das Blut nach einer Entbindung) die Besonderheit des Weiblichen hervor. Mit beiden wird ganz generell die Differenz der Geschlechter betont. Das Wort Nidda bedeutet »ausgelöscht«, hat aber denselben Wortstamm wie »nadad«, was so viel wie »entfernt«, »getrennt« bedeutet.

DER FRAUENKÖRPER WIRD GEACHTET

Die Gesetze der Nidda werden von Nicht-Juden oft als Herabsetzung des weiblichen Körpers während der Menstruation und nach der Niederkunft gedeutet. Aber es ist unsinnig anzunehmen, dass in einer religiösen Tradition, in der Nachkommen und Fortpflanzung zu den höchsten Gütern gehören (und, zumindest in der orthodoxen Auslegung, kein unverheirateter Mann zu rabbinischen oder synagogal-liturgischen Funktionen zugelassen ist), die Frau ausgerechnet in den Momenten, wo sie Leben geschenkt hat oder ihr Körper Symptome seiner Zeugungs- und Gebärfähigkeit zeigt, herabgesetzt werden soll. Die Tatsache, dass ein verheirateter Mann im Rhythmus weiblicher Absonderung lebt und der Rabbiner mit den Funktionen des weiblichen Körpers aufs Intimste vertraut ist, veranlasst die amerikanische Judaistin Susannah Heschel zu der Frage: »Wessen Vagina ist es? Oder ist die Vagina als ein Zeichen zu verstehen, vielleicht parallel zum Phallus? (…) Die Nidda-Gesetze machen die Vagina zu einem transzendenten Zeichen der Geschlechtsidentität und des jüdischen Status.«

ISLAM: DER WEIBLICHE KÖRPER ALS SAKRALER RAUM

Die symbolische Geschlechterordnung des Islam betont wie die jüdische Religion die Unterscheidung der Geschlechter. Eine Forderung, die sich etwa in der Bewahrung der Scham zwischen den Geschlechtern niederschlägt, die im Koran vom Mann nicht minder gefordert wird wie von der Frau. Der Islamwissenschaftler Ludwig Ammann interpretiert die Segregation oder Absonderung der Frauen im Islam damit, dass der weibliche Körper zu einem »sakralen Raum« erklärt wird. Harem und Schleier seien Ausdruck der Sakralität, die dem weiblichen Körper beigemessen werde. Ähnliches gilt auch für die jüdische Religion, wie die Aussagen von Susannah Heschel zeigen. Doch während im Judentum die Differenz dem Körper selbst eingeschrieben wird – über die Beschneidung und die Nidda-Gesetze –, geht es im Islam um eine »extrakorporale« Trennung zwischen den Geschlechtern. Sie wird unter anderem durch den Schleier symbolisiert. Das Wort für Schleier (hidjab) bedeutet eigentlich »Vorhang«. Diese Symbolhaftigkeit des Schleiers ist jedoch nicht minder wirkungsmächtig als eine Einschreibung in den Körper.

Die Geschlechtersegregation im Islam findet eine ganz andere Begründung als in der jüdischen Religion. Dass sie sich mit der sozialen Ordnung verbindet – in den Gesetzen, in der Stadtarchitektur oder der Architektur des Hauses –, erklärt sich aus der Tatsache, dass durch den Islam von Anfang an nicht nur eine Religions-, sondern auch eine politische Gemeinschaft geschaffen wurde. Dies war Mohammeds ausdrückliches Ziel. In späteren Epochen des Islam sollte der politische Aspekt oft deutlicher hervortreten als die theologische Perspektive. Es gibt, so die Islamwissenschaftlerin Leila Ahmed, »im Islam zwei unterschiedliche Stimmen und zwei miteinander konkurrierende Konzepte der Geschlechterordnung. Die eine beruht auf den pragmatischen Regulierungen der Gesellschaft (…), die andere in der Artikulation ethischer Visionen.« Das heißt, auf dem Gebiet der Geschlechterordnung können sich Gesetz und religiöse Heilsbotschaft, wie sie aus dem Koran spricht, durchaus widersprechen. An vielen Stellen ist im heiligen Text ein egalitäres Geschlechterkonzept zu erkennen. »Diese unbestreitbare Präsenz eines ethischen Egalitarismus erklärt, warum Musliminnen oft – für Nicht-Muslime unerklärlich – darauf beharren, dass der Islam nicht sexistisch sei. Sie lesen und hören in seinem sakralen Text, und dies vollkommen zu Recht, eine andere Botschaft als die, die sie von denen hören, die den orthodoxen und androzentrischen Islam gestaltet haben und erzwingen.«

FRAUENRECHTE NACHTRÄGLICH EINGESCHRÄNKT

Erst mit der Ausbildung des islamischen Kodexes – also der politischen Interpretation des Korans, die sich erst mehrere Generationen nach Mohammed vollzog – wurden die Frauenrechte erheblich eingeschränkt. In der eigentlichen Entstehungszeit des Islam sahen sie anders aus. Spuren dieses anderen Islam haben sich bis heute erhalten. Leila Ahmed wuchs in Ägypten auf, lehrt heute in Harvard und hat ein differenziertes Werk über die Geschichte der islamischen Geschlechterordnung geschrieben. Sie beschreibt in ihren Memoiren die enge Beziehung von Geschlechterordnung, mündlicher Überlieferung und Religion in ihrer Kindheit. Im Haus ihrer Großmutter in Alexandria hatten die Frauen ihr eigenes Verständ-

nis vom Islam, das sich von dem der Männer unterschied, vom »offiziellen« Islam, der in geschriebener Form tradiert wurde. Durch die Frauen sei eine muslimische Erfahrung weitergegeben worden, die sich nicht in Regeln oder Verboten niederschlug, sondern »durch Berührungen, einen Blick, ein Wort«. Diese Art, »Einstellungen, moralische Vorstellungen, Glaubensgrundsätze und Wissen weiterzugeben – durch den Körper und Berührungen, durch lebendige, aus dem Moment heraus gesprochene Worte (…) hat immer schon zur Bildung der nächsten Generation beigetragen. Anders als bei Texten über die richtige Lebensweise gibt es keine Aufzeichnungen, aber sie hinterlassen tiefere, vitalere Spuren. Glaubensinhalte, ethische Einstellungen werden uns so durch flüchtige Worte und Gesten in unser Leben, in unsere Körper, unser Selbst bis in unsere Körperzellen hineingeschrieben, so dass wir den Text leben.«

MÜNDLICHER VERSUS SCHRIFTLICHER ISLAM

Dieser mündlich vermittelte Islam habe in den verschiedenen Regionen die Aufnahme kultureller Eigenheiten ermöglicht. Dagegen sei der »textuelle« und »männliche« Islam von einer Minderheit errichtet worden: »Der Islam, den sie in dieser schriftlichen Vererbungskette entwickelten, ähnelt der mittelalterlichen, lateinischen Schrifttradition des Christentums. Er ist ebenso obskur und von einer männlichen Sicht der Welt dominiert wie diese lateinischen Texte.« Der mündlich überlieferte Islam, der von einer Wahrheit spricht, »die nur hier und jetzt und für diesen einen Körper gilt«, befinde sich im Rückzug und werde allmählich von dem textuellen Islam verdrängt. Dieser habe wiederum den fundamentalistischen Islam hervorgebracht, »den eingeschränkten und schlecht ausgebildeten Nachkommen des textuellen Islam«. Die Alphabetisierung habe so einerseits zur Ausbreitung des Islam, andererseits aber auch zur Auslöschung mündlicher und lebendiger Formen der Religion beigetragen. Kurz: Auch der symbolischen Geschlechterordnung des Islam ist das Prinzip der Trennung zu eigen – und auch hier spiegelt diese Trennung die strenge Unterscheidung zwischen Mensch und Gott wider.

CHRISTENTUM: VEREINIGUNG DES GÖTTLICHEN MIT DEM MENSCHEN

Die symbolische Geschlechterordnung des Christentums unterliegt ganz anderen Voraussetzungen: Indem der christliche Gott in seinem Sohn menschliche Gestalt angenommen hat, wird die Differenz von Gott und Mensch aufgehoben. Das ist die eigentliche Heilsbotschaft des Christentums, die in der Eucharistie, der Vereinigung des göttlichen und menschlichen Leibes beim heiligen Abendmahl, feierlich zelebriert wird. Auch die christliche Heilsbotschaft fand in der Geschlechterordnung ihr Spiegelbild. Das lässt sich am besten darstellen am Disput zwischen der Mediävistin Caroline Walker Bynum und dem Kunsthistoriker Leo Steinberg über »das Geschlecht Christi« – so der Titel eines Werkes von Steinberg. Um ihre Argumente zu verstehen, muss man vorausschicken, dass das Kreuz (das als Symbol in allen Kulturen vorkommt: Es symbolisiert zumeist die Begegnung des Irdischen mit dem Göttlichen) im Christentum eine paradoxe Bedeutung angenommen hat: Es verweist sowohl auf den Tod (Hinrichtung und Sterblichkeit) als auch auf das ewige Leben und die Auferstehung. Das ist das sogenannte »Kreuzesparadox«.

Caroline Walker Bynum zeigt an einer Reihe von Darstellungen aus dem Mittelalter, dass der Körper des Gekreuzigten mit allen Insignien der Weiblichkeit ausgestattet war: Sein geopfertes Blut wurde als weiblich nährende Brust gezeigt. Solchen Darstellungen entsprachen die Aussagen von Klosterfrauen wie etwa der Heiligen Caterina von Siena, die schrieb: »Wir müssen uns so verhalten wie das kleine Kind, das nach Milch verlangt. Es nimmt die Brust seiner Mutter, legt den Mund an und zieht mit der Kraft des Fleisches die Milch. So müssen auch wir uns verhalten, wenn wir ernährt werden wollen. Wir müssen uns an die Brust des gekreuzigten Christus heften, die die Quelle der Barmherzigkeit ist, und durch dieses Fleisch werden wir Milch erhalten.«

In vielen Darstellungen nahmen die Wunden des Herrn auch die Form einer blutenden Vulva an. Die Kreuzigung wurde dargestellt als der Moment der Geburt und Entbindung, in der das Selbstopfer Christi zur Niederkunft wird. So erklärte Marguerite von Oingt: »Mein süßer Herr, (…) bist Du nicht meine Mutter und mehr als meine Mutter? (…) Denn als der Moment Deiner Niederkunft kam, wurdest Du auf das harte Bett des Kreuzes gelegt. (…) Und Deine Nerven und alle Deine Adern waren zerschlagen. Und wahrlich, es ist nicht erstaunlich, dass Deine Venen geplatzt sind, als Du an einem Tag die ganze Welt geboren hast.« Der Gestalt Jesu wurden also weiblich-mütterliche Eigenschaften der Gebärfähigkeit und Fürsorge zugewiesen.

DIE MÄNNLICHKEIT DES GEKREUZIGTEN

Dagegen führt der Kunsthistoriker Leo Steinberg zahlreiche Christusdarstellungen an, auf denen die Männlichkeit des Erlösers betont wird. Je weiter die Passionsgeschichte voranschreitet, desto deutlicher trat in den Kreuzigungsdarstellungen die Betonung der männlichen »Potenz« des Gekreuzigten zutage. Steinberg spricht in diesem Kontext von einem Zusammenhang zwischen »erection« und »resurrection«. Er folgert, dass in diesen Darstellungen die antike Bedeutung des Phallus – als Symbol für Macht, Fruchtbarkeit und Überwindung des Todes – auf die Gestalt des christlichen Erlösers übertragen wurde, allerdings in gewandelter Form. Es ging einerseits um die Überwindung der Leiblichkeit durch den

Sanaa: Erst mit der Ausbildung der politischen Interpretation des Korans wurden die Frauenrechte erheblich eingeschränkt

Im Christentum verweist das Kreuz sowohl auf den Tod als auch auf das ewige Leben.

Hinter der Geschlechterordnung verbirgt sich der Versuch der Gemeinschaft, die Fortpflanzung zu regulieren

Geist, andererseits diente das Bild sexueller Potenz aber auch der Darstellung einer zeugenden Macht des Geistes, die den Tod selbst zu überwinden vermochte. Der Geist aber wurde – schon seit der Antike – mit Männlichkeit gleichgesetzt: So symbolisierte auch die phallische Darstellung am Kreuz die Überwindung des Todes. Diese Vorstellung wurde auch auf den weltlichen Raum übertragen. Noch im Mittelalter sollte die Ermächtigungssymbolik des Kreuzes dazu führen, dass das Kreuz zu einem Symbol kriegerischer, königlicher oder gerichtlicher Macht wurde.

An sich sind diese beiden Interpretationen der geschlechtlichen Symbolik der Kreuzigungsdarstellungen unvereinbar. Liest man sie jedoch unter dem Blickwinkel des Kreuzes-Paradoxes, so wird deutlich, dass hier eine Spaltung stattfindet: Tod und Sterblichkeit, das Leiden und die Wunde werden mit Weiblichkeit in Verbindung gebracht; Auferstehung und Überwindung des Todes hingegen als Zeichen männlicher Potenz gelesen. Beide Seiten finden in der Gestalt des Erlösers ihren Niederschlag und bilden in dieser Hinsicht eine Einheit.

DAS IDEAL DER VEREINIGUNG

Das heißt, es gibt in der christlichen Religion – wie in der jüdischen Religion und im Islam – eine scharfe Unterscheidung zwischen der symbolischen Rolle von Mann und Frau. Doch dient diese nicht als Spiegelbild der unaufhebbaren Differenz zwischen Gott und Mensch, sondern als Spiegelbild eines Vereinigungsideals, bei dem göttliche Ewigkeit und menschliche Sterblichkeit eine Symbiose eingehen: symbolisiert im Kreuz. Auf eine einfache Formel gebracht, ließe sich sagen, dass im Christentum die Ehe sakralisiert wird, während es in Judentum und Islam der weibliche Körper ist. Dieser wiederum hat im Christentum alles andere als sakralen Status. Paulus vergleicht die Ehe mit dem Verhältnis von Christus und Kirche. So wie Christus das Haupt der Kirche und die Gläubigen sein Leib seien, solle auch der Mann in der Ehe das »Haupt« und die Frau den »Leib« bilden: »So sollen auch die Männer ihre Frauen lieben wie ihren eigenen Leib. Wer seine Frau liebt, liebt sich selbst.« Deutlicher als in diesem Bild eines Hauptes, das seinen eigenen Leib heiratet, lässt sich das Gesetz von der Unauflöslichkeit der Ehe, das von allen Religionen der Welt nur das Christentum kennt, kaum benennen.

Die Erhebung der Ehe zum Sakrament, ihre Unauflösbarkeit in der katholischen Kirche sowie die paulinische Vorstellung, dass nicht nur Christus und Kirche, sondern auch Mann und Frau als unzertrennlicher Leib figurieren: All dies sind Ausdrucksformen der christlichen Vorstellung, dass Transzendenz und Weltlichkeit eine Einheit bilden und sich das Göttliche im Diesseits spiegeln soll. Für die beiden anderen »Religionen des Buches« hingegen kann sich das Göttliche nicht im Diesseits widerspiegeln, weil die Grenze zwischen Gottes Ewigkeit und menschlicher Sterblichkeit unüberwindbar ist und bleiben muss. Diese drei Beispiele zeigen also deutlich, dass sich die Frage der Geschlechterordnung nicht von der Religion getrennt denken lässt.

Christina von Braun ist Professorin für Kulturtheorie mit dem Schwerpunkt Geschlecht und Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin und Vizepräsidentin des Goethe-Instituts.

SALÉ, CAFÉ TILIWIN: An vielen Stellen ist im Koran ein egalitäres Geschlechterkonzept zu erkennen

»VON IHREM LACHEN KÖNNTEN WIR LERNEN«

FRAUENRECHTE IN DER AUSWÄRTIGEN KULTUR- UND BILDUNGSPOLITIK

Demokratieförderung, Schutz der Menschenrechte und Unterstützung bei der Krisenprävention gehören zu den Schwerpunkten der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik. Welche Rolle spielen dabei Frauenrechte und wie wirkt das Engagement im Ausland nach Deutschland zurück? Monika Grütters, Ulla Schmidt, Claudia Roth und Lukrezia Jochimsen geben Auskunft.

Frauenrechte sind ein wichtiges Thema der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik. Welche Themen stehen dabei für Sie an erster Stelle?

Monika Grütters: Bildung ist für mich ein sehr wichtiges Thema. In vielen Ländern sind Frauen und Mädchen bei Bildungs- und Berufschancen, Einkommen, Gesundheit und Ernährung stark benachteiligt. Ein besonders extremes Beispiel: Die Taliban haben Mädchen verboten, die Schule zu besuchen, keine einzige Frau hatte damals Zugang zu universitärer Bildung. Deutschland hat bisher 1,6 Milliarden Euro in Afghanistan für den zivilen Wiederaufbau bereitgestellt; 110 Millionen Euro davon entfallen auf den Bereich Kultur und Bildung. Unter anderem haben wir für 1.350 Schülerinnen die Mädchenschule Aischa-i-Durani unterstützt, die sonst keinerlei Chancen auf Ausbildung hätten.

Ulla Schmidt: Eines der Themen, das mir sehr am Herzen liegt, ist die sexualisierte Gewalt gegen Frauen in bewaffneten Konflikten. Wir müssen ihr mehrfach etwas entgegensetzen – durch Bestrafung, aber auch durch Aufklärung des militärischen und zivilen Personals, durch Bildung, durch Frauen in Führungspositionen und durch Teilhabe von Frauen an Friedens- und Wiederaufbauprozessen. Das Einbeziehen von Frauen in Friedensprozesse ist so wichtig, weil gerade sie ein Interesse an stabilen Verhältnissen haben, wenn sie sich um ihre Familien kümmern.

Claudia Roth: Neben allen Einzelproblemen ist mir eine prinzipielle Feststellung besonders wichtig, dass Frauenrechte nämlich Menschenrechte sind, dass auch hier universalistische Prinzipien gelten und es nicht um Rechte von zweitrangiger Natur geht. Der Kampf um die Verwirklichung von Frauenrechten ist elementarer Bestandteil des Engagements für eine humanere und gerechtere Welt.

Lukrezia Jochimsen: Die schwierigste Aufgabe ist und bleibt, Gewalt gegen Frauen überall auf der Welt in ihren vielfältigen Formen zu bekämpfen. Stets wird diese Gewalt als »kulturell« definiert – von daher ist es auch so besonders kompliziert, Möglichkeiten zu finden, die Gewalt gegen Frauen wenigstens zu reduzieren.

Welche Möglichkeiten der Einflussnahme hat die Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik überhaupt, um Frauenrechte zu stärken?

Lukrezia Jochimsen: Bildung, Bildung, Bildung … ist das Fundament, um Frauenrechte zu stärken. Dabei reicht die Einrichtung von Schulen nicht aus, es müssen Möglichkeiten geschaffen werden, Frauen wirtschaftlich unabhängig von den Männern zu machen – gerade in armen Ländern.

Ulla Schmidt: Ganz vorne stehen die Wissensvermittlung und die kulturelle Bildung, durch die Frauen überhaupt erst in die Lage versetzt werden, bestimmte Wünsche zu entwickeln, für sich selbst einzustehen, über den eigenen Körper zu bestimmen und mitzumischen. Auch der Wertedialog mit Ländern, in denen die Menschenrechte von Frauen missachtet werden, über gemeinsame Kulturprojekte, die Literatur und die Medien, ist ein wichtiges Instrument der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik. Einfluss kann die Regierung nehmen, indem sie die Vergabepraxis an unabhängige NGOs und an Projekte knüpft, welche die Rechte von Frauen fördern.

Claudia Roth: Wichtig ist die Unterstützung von kulturellen und zivilgesellschaftlichen Initiativen, die die Rechte und Ansprüche von Frauen thematisieren. Außenkulturpolitik muss auch Einfluss nehmen auf bilaterale Verhandlungen, auf die Arbeit in internationalen Gremien und die Ausarbeitung und Umsetzung von Abkommen und Konventionen, die Frauen und ihre sozialen und kulturellen Rechte stärken. Übrigens muss auch der »Dritte im Bunde«, die Außenwirtschaftspolitik, mitziehen. Denn es macht wenig Sinn, wenn klassische Außenpolitik und Außenkulturpolitik Frauenrechte einfordern, beim wirtschaftlichen Engagement im Ausland Frauen und ihre Rechte dann aber oft viel zu wenig Gewicht haben.

Monika Grütters: Kultur- und Bildungspolitik, Menschenrechts- und Entwicklungspolitik oder auch humanitäre Hilfe – zur Förderung von Frauen in anderen Ländern gibt es eine große Anzahl von Projekten und Maßnahmen, die wir initiieren, fördern und finanzieren. Wir unterstützen etwa Vorhaben zur Stärkung von Frauenorganisationen oder Maßnahmen, die Frauen den Zugang zum Justizsystem erleichtern. Frauen an den Friedensprozessen zu beteiligen, ist eine wichtige Voraussetzung, um in Zusammenarbeit mit lokalen Einrichtungen die Lage von Frauen in Afghanistan, im Kongo oder auch in Tschetschenien zu verbessern.

Wie wirkt das Engagement der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik für Frauen im Ausland nach Deutschland zurück?

Claudia Roth: Sehr spannend ist die ästhetische Kommunikation, insbesondere der Austausch zwischen Künstlerinnen aus Deutschland und der ganzen Welt, wie er vor allem auch vom Goethe-Institut organisiert wird. Die riesige kreative Power von kultureller Vielfalt ist einer der größten Schätze, den wir haben und den wir hüten, hegen und pflegen müssen. Und als Außenkulturpolitikerin hoffe ich sehr, dass nun bald auch die

Künstlerakademie in Tarabya als besonderer Ort des Dialogs und Austauschs zwischen KünstlerInnen hinzukommt.

Monika Grütters: Die tatsächliche Gleichstellung von Frauen und Männern muss auch weiterhin das Ziel der Bundesregierung im Bereich der nationalen, aber auch der internationalen Frauenpolitik sein. Wir brauchen Frauen mit Sachverstand, Frauen, die Verantwortung in der Gesellschaft (mit)- tragen, die sachlich und klug agieren und argumentieren. Dauerhafte Entwicklungserfolge sind nur mit der aktiven Teilhabe von Frauen möglich. Defizite im Bereich der Grundrechte können nicht kommentar- und tatenlos akzeptiert werden. Werfen wir doch nur einen Blick auf die Rechte der Frauen und die Medien-, Meinungs- und Religionsfreiheit in der Türkei. Dort zum Beispiel sind 80 Prozent der Analphabeten Frauen! Hier sollte auch unsere auswärtige Bildungspolitik ansetzen.
Das bedeutet für mich auch, dass hier im eigenen Land eine Bildungs- und Ausbildungsoffensive von und für Migrantinnen wichtig ist. Wir müssen sie über die Menschenrechte aufklären und sie für alle Formen der Gleichberechtigung sensibilisieren. Integrationskurse speziell für Frauen mit Kinderbetreuung sind ebenso wichtig wie die Sprachförderung von Müttern und Migrantenkindern. Für die Zwangsheirat muss ein eigenständiger Straftatbestand eingeführt werden.

Ulla Schmidt: Wenn wir in Deutschland die Benachteiligung und das Unrecht gegen Frauen beobachten und dann mitbekommen, dass sich etwas bewegt und dass sich Frauen unter ganz widrigen Umständen stark machen können, wenn ihnen nur ein paar Chancen geboten werden, dann ist das auch ein Ansporn, im eigenen Land weiterzumachen. Auch wenn wir in Deutschland schon vieles erreicht haben, wir sind noch nicht am Ziel. Ein weiterer Aspekt ist die Wirkung der auswärtigen Kulturpolitik auf die Integration im Inneren. Hier spielen auch die Rechte der Frauen eine wichtige Rolle und hier sind der Dialog und die Bereitschaft zum Dialog zwischen den Kulturen sehr wertvoll.

Lukrezia Jochimsen: Bisher sind die Auswirkungen vor allem von erfolgreichen Männern geprägt, die man oder frau als Minister, Professoren, Richter oder Klinikchefs von Peking bis Teheran, von Buenos Aires bis Tiflis trifft, die als Stipendiaten in Deutschland studiert haben.

Was können Politikerinnen in Deutschland von ihren Kolleginnen im Ausland lernen?

Lukrezia Jochimsen: In keinem europäischen Land ist es nach wie vor so schwer wie in Deutschland, als Frau Beruf und Familie miteinander zu vereinen und damit politische Karriere zu machen. Französinnen, Italienerinnen, Britinnen lachen über unser Schulsystem – von den Skandinavierinnen ganz zu schweigen. Von ihrem Lachen könnten wir lernen.

Claudia Roth: Es gibt so viele mutige Politikerinnen und Frauenrechtlerinnen in aller Welt, vor denen ich tiefen Respekt habe. Zum Beispiel meine Freundin Leyla Zana in der Türkei, die sich auch von langer Gefängnishaft nicht hat brechen lassen. Oder Shirin Ebadi, die ich einige Jahre vor der Nobelpreisverleihung als engagierte und mutige Anwältin kennenlernen durfte. Dazu gehören Frauen wie Vandana Shiva und Wangari Maathai, die mit ihrem Mut und Ideenreichtum den Kampf für Frauen und Menschenrechte vorangetrieben haben. Von diesen Frauen können wir viel lernen, und ein intensiver Austausch mit ihnen kann unsere nationale und internationale Arbeit bereichern.

Monika Grütters: Dass selbst wir aufgeklärten Frauen in Deutschland für die gleiche Arbeit weniger verdienen als Männer, ist eine Tatsache, der wir uns stellen müssen und an der wir selbst hier noch gezielter arbeiten müssen. In Norwegen konnte mit der Einführung gesetzlicher Regelungen zur Erhöhung des Anteils von Frauen in Führungspositionen in der Wirtschaft innerhalb weniger Jahre die Zielsetzung von 40 Prozent Frauen in Aufsichtsräten erreicht werden! Genau wie einige andere europäische Nachbarländer planen auch wir derzeit vergleichbare Regelungen. Dieses Beispiel, aber auch sehr selbstbewusste starke Regierungschefinnen und Politikerinnen wie Angela Merkel, Madeleine Albright, Anna Maria Lindh, Jutta Limbach oder Rita Süssmuth, um hier nur einige zu nennen, sollten uns Vorbilder sein.

Ulla Schmidt: Immer wieder beeindrucken mich afrikanische Politikerinnen durch ihren Mut, ihre kraftvolle Ausstrahlung und ihre Fröhlichkeit. Sie wollen die Lage der Menschen verbessern, und das ist in manchen afrikanischen Ländern sehr schwierig. Unzureichende Strukturen, schlechte Gesundheitsversorgung, mangelhafte Bildungsangebote, Gewalt und Korruption sind große Hemmnisse. Diese Frauen sind richtige Löwinnen. Um in ihren Ländern nach oben zu kommen und ihren Kampf durchzuhalten, brauchen sie viel, viel Kraft, großes Geschick, ein großes Herz und eine große Hingabe.

Monika Grütters (CDU), **Ulla Schmidt** (SPD), die Parteivorsitzende von BÜNDNIS 90/DIE GRÜNEN, **Claudia Roth,** und **Lukrezia Jochimsen** (Die Linke) sind Mitglieder im Unterausschuss »Auswärtige Kultur- und Bildungspolitik«

DIE MINZTEE-REVOLUTION

MAROKKANISCHE FRAUEN EROBERN DEN ÖFFENTLICHEN RAUM

»HAPPY HOUR« IM CAFÉ FRANCE IN SALÉ: Mit performativen Interventionen erobern Marokkos Frauen ihren Platz in den Cafés des Landes

Bis Ende Februar blieb es ruhig in Marokko. Ruhiger zumindest als bei den nordafrikanischen Nachbarn. Marokko hatte bereits vor zwölf Jahren einen kleinen Umbruch. Damals endete die repressive Zeit unter König Hassan II., und sein Sohn läutete eine neue Ära ein. Die Demokratieversprechen wurden nur bedingt eingelöst. Aber eine wichtige gesellschaftliche Bewegung kam in Gang – die der Frauen.

Rabat am frühen Freitagmorgen. Die geschäftige kleine Hauptstadt erwacht langsam. Blaue Taxis drängeln sich durch die Seitenstraßen auf den Boulevard Mohammed V. Die grelle Januarsonne spiegelt sich auf den Waggons der neuen Trambahn. Frühaufsteher, Zeitungsleser und Sonnenanbeter sitzen beim Frühstück. Das Café »Le Pacha« liegt auf einem kleinen Platz, dem Hauptbahnhof direkt gegenüber. Lässig räkeln sich die Gäste auf ihren Plastikstühlen. Die marokkanischen Männer kühlen mit geübtem Griff ihren Minztee. Die Ausländer blättern in internationalen Zeitschriften, die am Straßenrand des Boulevards verkauft werden. Dort sieht das Treiben ähnlich aus. Männer frequentieren die Cafés. Frauen stehen hinter den Tresen und blicken wachsam auf ihre Kundschaft.

Das Café gilt in Marokko als wichtiger Ort des Austausches. Immerhin wurden in den Cafés von Tanger einst Geheimdienstinformationen gehandelt, die nationalistische Partei Istiqlal gegründet und die Zeitung La Voix du Maroc entworfen. Frauen hatten dort nichts verloren. Auch heute lassen sich Cafés, in denen Frauen verkehren, an einer Hand abzählen. Vor allem die überwiegend traditionellen Cafés sind fest in Männerhand.

HERZLICH UNWILLKOMMEN

»Es gibt doch sowieso nur drei Sorten Frauen, die ins Café gehen«, sagt Naima Zitane, zwinkert verschmitzt und drückt ihre Zigarette aus. »Eine Frau, die in der Öffentlichkeit raucht, hohe Absätze und starke Schminke trägt, ist eine Prostituierte. Eine, die sich im teuren Kostüm und mit Laptop ins Café setzt, ist Ausländerin. Und eine, die sich besonders extrovertiert gibt, laut lacht oder singt, ist verrückt.« Die Theaterintendantin lacht ihr schepperndes Lachen. Zitane ist groß, kräftig, trägt ihre schwarzen Haare ultrakurz und wirkt, als könne ihr kaum etwas Angst machen. Aber auch sie hält sich nur in einigen wenigen Cafés auf, die sie gut kennt.

An keinem Café steht, dass der Zutritt für Frauen verboten wäre. Willkommen ist man trotzdem nicht.

Seit Jahren kämpfen Marokkanerinnen in den großen Städten erfolgreich für ihre Rechte. Sie haben sich wichtige Positionen in öffentlichen Institutionen wie Universität und Parlament erkämpft. Und mit Unterstützung von König Mohammed VI. sogar erreicht, dass das Familiengesetz zu ihren Gunsten geändert wurde. Aber den einen traditionellen Raum haben sie sich noch nicht erschlossen. »Schluss damit!«, forderten nun Frauen wie Naima Zitane und taten sich mit dem Goethe-Institut in Rabat zusammen. Mit vereinten Kräften wollen sie in den Cafés des Landes den performativen Aufstand proben.

»Es kann nicht sein, dass Männer uns in der Öffentlichkeit immer noch das Gefühl geben, wir seien unerwünscht«, schimpft die Theaterwissenschaftlerin Amal Ben Haddou beim Mittagessen im Goethe-Institut. »An keinem Café steht, dass der Zutritt für Frauen verboten wäre. Willkommen ist man trotzdem nicht.« Die jüngeren Mädchen, die mit ihr am Tisch sitzen, blicken schüchtern zu Boden. Zwei ältere Schauspielerinnen nicken kampflustig. Das Projekt »Happy Hour« kommt langsam ins Rollen.

EINBRUCH IN DIE MÄNNERWELT

Angefangen hatte es mit ein paar informellen Gesprächen. Künstlerinnen, Journalistinnen und Frauenrechtlerinnen hatten darüber geklagt, von der klassischen Cafétradition ausgeschlossen zu werden. Und Wolfgang Meissner, Leiter des Goethe-Instituts in Rabat, hatte schnell reagiert. Man tauschte sich aus, wägte ab, plante. Das Goethe-Institut engagierte den Theaterregisseur Mohammed El Hassouni und den Choreografen Khalid Benghrib, die das Projekt künstlerisch begleiten sollten. Und schließlich entschieden die Frauen sich für performative Interventionen, mit denen sie in den Cafés von Salé und Casablanca für Aufruhr und Austausch sorgen wollten.

In Salé, der ältesten Stadt am Atlantik, wirken die glänzenden Waggons der neuen Tramlinie etwas verloren. Ab März soll der Verkehr mit Rabat angekurbelt werden. Ansonsten erinnert hier wenig an die blitzsaubere Effizienz der administrativen Hauptstadt. Frauen mit zerbeulten Einkaufskörben huschen durch die staubigen Straßen, keine einzige ohne Schleier. Salé gilt als Hochburg der Islamisten. Die Stadt ist arm, die Arbeitslosenrate hoch, die gesellschaftlichen Strukturen sind starr. In diese Umgebung platzt am Freitagnachmittag sehr unvermittelt eine Gruppe von acht Frauen. Das Café France liegt an einer großen, stark befahrenen Straße. Dicht an dicht stehen die Tische in einer kleinen Fußgängerpassage, fast alle Stühle sind auf den großen Flachbildfernseher ausgerichtet. Es läuft Fußball. Plötzlich mischen sich ungewohnte Geräusche unter den monotonen Moderatorensingsang. Ein paar Frauen drängen in die Mitte des Cafés, nehmen auf den wenigen freien Stühlen Platz und winken den Kellner heran. Die Männer in der kleinen Wettkneipe staunen nicht schlecht. Als schließlich noch zwei ältere Damen in Theaterkostümen auftauchen, sieht niemand

mehr auf den Bildschirm. Ungläubig wird die Gruppe begutachtet, die da lautstark bei Minztee und Orangensaft diskutiert, lacht und herumalbert.

DIE DAMEN LEGEN AB

Mittlerweile recken sich in den angrenzenden Läden ein paar Hälse in Richtung Café France. Die beiden älteren Damen sind dabei, sich auszuziehen. Ein Kellner eilt herbei, versucht sie aufzuhalten, will das Schlimmste verhindern. Die Damen lächeln nur. »Wir tragen Jeans und Pulli drunter«, sagt Kenza Fridou freundlich. Aber die Männer können den Blick nicht abwenden. Unter anderem liegt das daran, dass sie das Gesicht der Schauspielerin aus Fernsehserien kennen. Darüber kommt man schließlich ins Gespräch. Und es dauert nicht lange, da hat sich die Frauenrunde um ein paar neugierige Männer erweitert. Man isst und trinkt zusammen, spricht über Gott, die Welt und über Fußball.

Beim Hereinkommen hatte Fridou noch gehört, wie die Männer über »die Prostituierten da« tuschelten. Wenig später hört man einen verzückten älteren Mann im Gespräch mit dem Kellner: »Also ich finde es großartig, dass hier endlich mal was los ist. Wenn Sie mich fragen, dann sollten Frauen ruhig öfter ins Café kommen, mir sind die hier willkommen.« Die Augen des Kellners leuchten. Auch die restlichen Gäste scheinen sich zu amüsieren. »Jeden Tag bräuchte ich das aber nicht«, meint einer. »Man kommt schließlich auch her, um sich von der eigenen Frau zu erholen.« Reaktionen auf die Frage, ob man die eigene Tochter oder Ehefrau im Café begrüßen würde, fallen entsprechend verhalten aus. Insgesamt aber scheint die Intervention gelungen, die Erwartungen der Frauen sind deutlich übertroffen worden.

Auch am folgenden Tag in Casablanca geht die Performance überraschend glatt über die Bühne. »Manche Ängste existieren vielleicht doch nur in den Köpfen der Frauen«, sagt Naima Zitane. »Manche, aber eben nicht alle.« Die Angst vor sexueller Belästigung ist durchaus begründet. Gerade im Café fühlen sich Frauen den Männern oft ausgeliefert. Andere spüren schon Feindseligkeit, wenn sie sich eine Zigarette anzünden. Und wieder andere haben einfach ein Problem damit, die Einzige unter Männern zu sein.

DIE GRUPPE GIBT SICHERHEIT

In der Gruppe fühlen die Frauen sich sicher. Alleine würden die meisten von ihnen noch immer nicht ins Café kommen. Zumindest nicht in Städten wie Salé, die für ihren Religionseifer bekannt sind. Nicht an Orten, wo viele Islamisten leben oder wo die PJD – die »Partei für Gerechtigkeit und Entwicklung« – besonders stark ist. Denn gerade die hatte vor einigen Jahren mit großem Einsatz versucht, eine Änderung des Familiengesetzes zu verhindern. Glücklicherweise konnte sie sich nicht durchsetzen und das »Moudawana« wurde nach langem Kampf reformiert. So dürfen Frauen heute ohne Einwilligung männlicher Angehöriger heiraten, können Scheidungen beantragen und selbst ohne Partner adoptieren. Doch oftmals nur auf dem Papier. In der Praxis bleibt das Gesetz ein schönes Versprechen, das sich am Alltag von Frauen messen lassen muss, die sich nicht einmal alleine ins Café wagen.

SALÉ, CAFÉ FRANCE: Die Erwartungen der Frauen wurden übertroffen

»Das muss anders werden«, sagt der Choreograf Khalid Benghrib, der die Frauengruppe in Casablanca begleitet hatte. »Man muss einfach weiter provozieren und wachrütteln. Mit kreativen Mitteln bis an die Grenzen gehen – und dann noch ein Stück weiter.« Vielleicht muss man darüber hinaus auch einfach Räume zur Begegnung schaffen. Das Goethe-Institut organisierte zum Weltfrauentag weitere »Happy-Hour«-Aktionen in verschiedenen Städten des Landes.

Die Teilnehmerinnen der ersten Runde sind schon einen Schritt weiter: Sie wünschen sich Frauencafés in Rabat und Casablanca. Vielleicht dürfte dann dort ja hin und wieder auch mal ein neugieriger Mann vorbeischauen.

Elisabeth Wellershaus hat Theaterwissenschaften und Anthropologie in London studiert und arbeitet als freie Journalistin in Berlin. Ihre Schwerpunkte sind interkulturelles Theater und Reportagen aus Afrika und Nahost, unter anderem für NZZ, FAS, Spiegel Online, Kulturspiegel, taz und Brigitte.

▷ WWW.GOETHE.DE/MAROKKO

DAS TREFFEN DER »GRANDES DAMES«

AFRIKAS FILMEMACHERINNEN MISCHEN SICH EIN

Von Dorothee Wenner

Im September 2010 trafen 25 Filmemacherinnen aus 18 Ländern südlich der Sahara im Goethe-Institut Johannesburg zusammen, um Strategien für eine stärkere Präsenz afrikanischer Frauen in der Filmbranche zu entwickeln – eine weibliche Replik auf das Old-Boys-Networking und der Beginn zahlreicher Initiativen.

Im afrikanischen Filmschaffen gibt es eine interessante Analogie zu einigen Ländern Asiens, die in einer sehr männlich dominierten Alltagskultur vereinzelte weibliche Führungsfiguren hervorgebracht haben. Frauen, die extrem selbstbewusst auftreten, die als charismatische Symbolfiguren außergewöhnlich angstfrei wirken – und dennoch oft unter einem Mangel an Handlungsspielraum leiden. Ein verblüffendes Phänomen, das bei näherer Betrachtung immer interessanter wird und mir in den Sinn kam, als sich die 25 »Grandes Dames« des afrikanischen Kinos in Johannesburg begegneten.

Es war weniger ein klassisch-schleppender Konferenzbeginn als ein emotional aufgeladenes Klassen- oder Familientreffen. Einige der Frauen kannten sich seit Jahren, andere hatten die Karrieren ihrer Kolleginnen in Lagos, Ouagadougou oder Nairobi immer nur aus der Ferne verfolgt. Tatsächlich war es ein historischer Moment: Nie zuvor hatten sich so viele weibliche afrikanische Filmprofessionelle getroffen, um ein paar Tage ausschließlich über sich und ihre Visionen reden zu können.

DAS BILD AFRIKAS IN DER WELT VERÄNDERN

Die kongolesische Filmemacherin Monique Phoba erzählte zu Beginn von der ruandischen Produzentin Chantal Bagilishya. Eine schlimme Isolation und die Aussichtslosigkeit ihrer Arbeitssituation in Paris trieben sie im September 2009 in den Selbstmord – ihr hohes internationales Ansehen hatte ihr nicht helfen können. Das war keine Anekdote, sondern eine Situationsbeschreibung. Sie wurde zu einem heimlichen Leitmotiv der Tagung. In einer Mischung aus Trauer, Respekt und »Was sollen wir tun?«-Pragmatismus wurde immer wieder auf sie Bezug genommen. Peace Anyiam-Osigwe, Gründerin der African Film Academy in Lagos, gab sich kämpferisch: »Wir müssen uns nach vorne bewegen, vom ICH zum WIR gelangen, denn niemand kann alleine Filme machen. Als Filmemacherinnen aus Afrika ist es unsere gemeinsame Aufgabe, das Bild Afrikas in der Welt zu verändern.«

Die einflussreiche Verfechterin des Modells »Nollywood« ist davon überzeugt, dass afrikanische Filmschaffende sich zunächst radikal auf die heimischen Märkte konzentrieren sollten – unabhängig von der ästhetischen Beurteilung durch westliche Festivals und den Kriterien der europäischen Filmförderinstitutionen. Doch das nigerianische Modell ist in Afrika – wiewohl es derzeit längst in vielen Ländern des Kontinents kopiert wird – keineswegs unumstritten. Für nicht wenige Filmschaffende und Experten steht das rein kommerziell ausgerichtete »Nollywood«, das fast ausschließlich Low-Budget-Filme produziert, für den Ausverkauf des Glaubens an ein qualitativ hochwertiges, ästhetisch anspruchsvolles Kino aus Afrika, das in seinen regionalen Ausprägungen in einer tiefen, komplex-komplizierten Krise steckt; schließlich gibt es auf dem gesamten Kontinent weniger Leinwände als in Berlin.

Bei sehr vielen anderen Veranstaltungen zum afrikanischen Kino in den letzten Jahren begann genau hier – bei der Bestandsaufnahme des Status Quo – eine Art Glaubenskrieg, der dann bis zum Ende der jeweiligen Tagung auf nicht immer gute Art und Weise weiter ausgefochten wurde. Nicht so unter den Frauen, die sich in Johannesburg versammelt hatten. Die ideologischen Differenzen wurden in einem unausgesprochenen, quasi-familiären Einverständnis zur Seite geschoben, besonders von den Frauen, die – wie etwa Tagreed Elsanhouri in Khartoum – komplett auf sich allein gestellt arbeiten. »Die Konferenz hat auf mich wie ein kreativer Inkubator gewirkt. Ich habe zum Beispiel der Produzentin Jihan El-Tahri aus Ägypten von meinem neuen Projekt erzählen können. Das Erste, was sie sagte, war: ›Deine Lage ist gar nicht so kompliziert wie du denkst.‹ Inzwischen überlegt Jihan sogar, ob sie bei meinem Filmprojekt als Produzentin mit einsteigt.«

SELBSTHILFE BEI DER PRODUKTION

Das fehlende professionelle Feedback bei der Entwicklung, Finanzierung, Durchführung und späteren Vermarktung von konkreten Filmprojekten wurde von vielen Anwesenden als ein zentrales Problem angesehen – und als konkreter Bedarf analysiert, der sich ohne jede finanzielle Hilfe decken lassen könnte. Denn die Südafrikanerin Jyoti Mistry kam auf die Idee, sich noch vor Ort zu kleinen Produktions-Selbsthilfegruppen zusammenzuschließen. In sinnbildlicher Anlehnung an Bienenstöcke erfand sie auch gleich einen schönen Namen.

Die »Producers' Hives« sollen – hoffentlich mit bleibendem Effekt und wachsendem Erfolg – in etwa so funktionieren: Jeweils drei Frauen schließen sich zusammen und verabreden, sich gegenseitig bei einzelnen Projekten zu beraten. Nach einem Prinzip, das selbstredend nur informell und unter Frauen funktionieren kann, die sich vertrauen: Du liest mein Drehbuch und ich schaue auf deine Kalkulation; ich kann dir Tipps für den Verkauf deines Films an Fernsehstationen in Burundi oder Kenia geben und du vermittelst mir Kontakte zu Schauspielstars aus Ghana. Diese Idee entsprach vielleicht am ehesten der Erwartung des einladenden Goethe-Instituts, im afrikanischen Filmschaffen über Ländergrenzen hinweg eine weibliche Replik auf das Old-Boys-Networking zu entwickeln.

Die »Arts Work«-Teilnehmerinnen im Goethe-Institut in Johannesburg

Das Treffen der Filmemacherinnen bildete zugleich den Auftakt der Reihe »Arts Work«. Die von Katharina von Ruckteschell, Leiterin der Region Subsahara-Afrika des Goethe-Instituts, initiierte Reihe verfolgt das Ziel, professionelle Frauen in den Kunstszenen Afrikas stärker zu vernetzen. Inwieweit diese Form der idealtypisch entworfenen Zusammenarbeit via Skype, Mailing und Telefon umgesetzt und aktiv genutzt wird, hängt von den Frauen selbst ab. Auf deren Eigenständigkeit und Professionalität zu setzen war jedoch der allseits akzeptierte Ausgangspunkt dieser Tagung. Henrike Grohs, Referentin für Kultur und Entwicklung der Goethe-Institute in Subsahara-Afrika, erläutert das Konzept: »Bei jeder neuen Idee wurde nicht nur gefragt, wie gut oder relevant sie ist, sondern immer zugleich, ob sich Filmemacherinnen finden, die bereit sind, diese Idee mit Energie und Zeit weiterzuführen. Talkshops hatten die anwesenden Frauen bereits zu oft und ohne nennenswerte Ergebnisse beigewohnt. Und auch für die Arbeit des Goethe-Instituts in der Region sehen wir nur Sinn in der Unterstützung von Aktivitäten, wenn diese von einem lokalen Partner maßgeblich getragen werden.«

EINGREIFEN IN DIE MECHANISMEN DES MARKTS

Jane Munene aus Nairobi hatte sich schon während der gemeinsamen Tage in Johannesburg an die Spitze einer inzwischen recht konkreten Initiative gestellt, die einer häufig übersehenen Realität und Problematik des afrikanischen Filmschaffens einen Innovationsschub bringen soll: dem Ambika-Pitching-Forum. Ein Großteil afrikanischer Filmproduktionen sind Auftragsarbeiten für Stiftungen und NGOs, die als sogenannte Gebrauchsfilme in der politischen oder sozialen Öffentlichkeits- und Bildungsarbeit vor Ort eingesetzt werden. Zwischen den Auftraggebern und den afrikanischen Filmemachern gibt es allerdings häufig Spannungen.

Auch in Johannesburg wurde unisono beklagt, dass es unter den filmfernen Auftraggebern an Verständnis mangelt für die Notwendigkeit einer künstlerischen Freiheit. Dies führt häufig zu Missverständnissen und Missstimmungen – und als Resultat entstehen nicht selten Filme, mit denen weder die Filmemacher noch die Auftraggeber sonderlich zufrieden sind. Zudem drängen immer mehr westliche Filmschaffende, die zumeist bessere Ausbildungen genossen haben und technisch ungleich raffinierter ausgestattet sind, in diese weitgehend durch die Entwicklungszusammenarbeit geschaffene Marktnische.

Schon in diesem Jahr will das Ambika-Pitching-Forum mit einer kombinierten Trainings-und Matchmaking-Initiative in die Situation eingreifen. In Nairobi, wo die meisten Stiftungen und NGOs ihren Hauptsitz haben, soll zunächst eine Recherche unternommen werden, bei der eine Übersicht über die Interessen- und Auftragslage von und für audiovisuelle Produktionen ermittelt wird. Damit verbunden ist die Suche nach Partnern zur Realisierung des eigentlichen Forums. In einem nächsten Schritt werden über alle gängigen Websites und Newsletter afrikanische Filmemacherinnen mit einem »call for entries« eingeladen, Filmideen einzureichen, die sich für den späteren Einsatz als »Gebrauchsfilme« eignen könnten. Möglicherweise mit einer thematischen Ausrichtung, die die Stiftungen oder NGOs ohnehin auf ihrer Agenda haben. Eine Jury wird zehn Projekte auswählen und den Filmemacherinnen bei einem mehrtägigen Workshop Gelegenheit bieten, untereinander und durch Anregungen eines Trainers das Filmprojekt weiterzuentwickeln. In einem dritten Schritt findet in Nairobi eine Veranstaltung statt, bei der Vertreter der Stiftungen und NGOs mit afrikanischen Filmemacherinnen zusammengebracht werden, die ihre Projekte vorstellen. Ziel des Ambika-Pitching-Forums ist zum einen die möglichst effektive künstlerische und professionelle Rückenstärkung afrikanischer Filmemacherinnen in einem schwierigen Filmproduktionsumfeld. Zum anderen dürfte das Entstehen besserer Gebrauchsfilme auch im Interesse der Auftraggeber sein, wovon vor allem das afrikanische Publikum profitieren soll.

Das Goethe-Institut hat sich nach einer virtuellen Projektvorbereitungsphase bereits dazu entschlossen, in Partnerschaft mit der von Jane Munene initiierten Ambika-Foundation das Pitching-Forum als eine Fortsetzung von »Arts Work« im Jahr 2011 zu fördern. »Ambika« bedeutet auf Kisuaheli übrigens »in Kontakt bringen« oder »zusammenhalten«.

Dorothee Wenner ist Filmemacherin und arbeitet bei der Berlinale als Delegierte für Filme aus Subsahara-Afrika. Sie nahm als Programmberaterin und Moderatorin an der »Arts Work«-Konferenz teil.

»SPEED MEETING«: Peace Anyiam-Osigwe, Villant Ndasowa, June Givanni und Christina von Braun

»Ich kann mich gut an den Moment erinnern, in dem ich beschloss, Filmemacherin zu werden. Es war im englischen Shrewsbury, wo ich zur Schule gegangen bin. Ich war etwa 15 Jahre alt. Unser Englischlehrer zeigte uns eine Verfilmung von Shakespeares ›Othello‹ mit Laurence Olivier. Olivier war wie mit Schuhcreme schwarz geschminkt und ich schämte mich sehr für den Othello, den er darstellte. Weil er so gar nicht dem Othello entsprach, den ich mir vorstellte. Oliviers Othello war wehleidig, gefühlsduselig, irrational und schwach. Das war der Moment, in dem ich meine Mission erkannte: den anderen Othello, meinen Othello, auf die Leinwand zu bringen.«

Tagreed Elsanhouri, Filmemacherin aus dem Sudan

FRAUENFÖRDERUNG JA – ABER RICHTIG!

EIN FRAUENNETZWERK FÜR AFRIKA

Mit welchen Projekten Frauen in Afrika wirklich nachhaltig unterstützt werden können – und warum Feminismus dort schnell an Grenzen stößt.

»Sind Sie Feministin?«, fragte die Kuratorin Dorothee Wenner die Teilnehmerinnen des ersten Treffens afrikanischer Filmemacherinnen in Johannesburg. Nicht eine der zwanzig Frauen antwortete mit »Ja«. Im Gegenteil: Viele von ihnen reagierten geradezu empört. Tatsächlich hätte ich von ihnen eine klare feministische Haltung erwartet – waren sie doch alle davon überzeugt, dass Frauen in künstlerischen Berufen dringend unterstützt werden müssten. Der Grund für ihre einhellige Ablehnung war eine eindeutig negative Konnotation des Begriffs »Feminismus«. Man sei keine Emanze, man könne gut mit Männern zusammenarbeiten, betonten sie. Man kenne die Tricks, die Egos der Männer zu bedienen und dennoch die eigenen Ziele durchzusetzen: Letztlich seien die Frauen die wahren Mächtigen – ohne dass die Männer es merkten.

WO BLEIBT DER FEMINISMUS?

Als Initiatorin der Veranstaltung war ich von diesen Reaktionen überrascht und auch etwas enttäuscht. Waren dies die Frauen, die wir eingeladen hatten, ein Netzwerk aufzubauen? Nicht nur, um sich gegenseitig zu unterstützen und den weiblichen Nachwuchs zu fördern, sondern auch, um sich gegenseitig darin zu bestärken, dass Frauen auch in Afrika für gleiche Rechte und gleiche Bedingungen für die Ausübung ihrer künstlerischen Tätigkeit kämpfen müssen. Waren dies die Frauen, von denen ich erwartet hatte, dass sie sich über die Diskriminierung austauschen würden, die sie in ihrer Branche erleben? Über die Schwierigkeiten, als Produzentin das nötige Filmbudget zu bekommen, sich in der von Männern geprägten Marketingwelt zu behaupten oder einfach ausreichend qualifizierte Mitarbeiter zu finden, die bereit sind, sich einer Frau unterzuordnen?

All diese Themen kamen in den drei Tagen des Treffens nur am Rande vor. Es ging um handfeste professionelle Fragen, die allen auf den Nägeln brannten. Wäre es eine gemischte Gruppe von Frauen und Männern gewesen, die Diskussionen wären nicht anders verlaufen, oder? Diese Frage erzielte vehementes Kopfschütteln. Nein – ein solches Treffen zusammen mit Männern wäre völlig anders verlaufen. Man hätte nicht den Freiraum gehabt, sich auch über ganz banale Dinge auszutauschen. Vor allem wären die Ideen nicht entstanden, sich gegenseitig zu unterstützen und Produktionsteams zu bilden. Das Bewusstsein, gemeinsam mehr zu erreichen, ist unter afrikanischen Frauen sehr ausgeprägt. Und wird umgesetzt, sobald die örtlichen und zeitlichen Rahmenbedingungen es zulassen.

ZU WENIG AUSTAUSCH INNERHALB AFRIKAS

Wie auch in anderen Bereichen vernetzen sich Künstler innerhalb Afrikas kaum. Die meisten reisen regelmäßig zu Festivals, Auftritten oder Gastaufenthalten nach Europa oder in die USA – inzwischen zuweilen auch nach Asien. Nur dort treffen sie auf Kollegen aus Afrika. Aber kaum jemand hat die Mittel oder die Gelegenheit, zu afrikanischen Festivals zu reisen oder die Kulturszenen anderer afrikanischer Länder kennenzulernen. Wenn dies geschieht, dann meist mit der Unterstützung von Kulturinstitutionen oder Stiftungen aus dem Norden. Daher sind Projekte wie »Moving Africa« des Goethe-Instituts, die Tourneeorganisation des Simbabwers Paul Brickhills oder auch die von Mike van Gran initiierte Webplattform »Arterial Network« von enormer Bedeutung für den Prozess der innerafrikanischen Vernetzung, für den innerafrikanischen kulturellen Dialog.

Ist diese Vernetzung generell schon schwierig, so ist sie es für Frauen umso mehr. Als ich Villant Virginia Ndasowa, unabhängige Filmemacherin aus Malawi, fragte, ob es einen Moment in ihrer Filmkarriere gegeben habe, in dem sie davon profitiert habe, eine Frau zu sein, antwortete sie mir: »Ich habe bislang erst einen solchen Moment erlebt. Das war, als das Goethe-Institut mich eingeladen hat, an einem Treffen für afrikanische Filmemacherinnen teilzunehmen.«

VIELE GRÜNDE FÜR FRAUENNETZWERKE

Es ist aber nicht nur damit getan, darauf zu achten, dass der Anteil an geförderten Frauen ähnlich hoch ist wie der der Männer. Es geht vor allem darum, dass Frauen-Netzwerke entstehen – und dies aus verschiedenen Gründen:

▹ Frauen bewegen sich in reinen Frauennetzwerken weniger angepasst und stehen weniger unter Druck, den männlichen Normen und Verhaltensweisen zu entsprechen.

▹ Weil Frauen sich in diesen Netzwerken natürlicher bewegen, können sie neues oder zumindest anderes Kreativpotenzial entwickeln.

▹ Frauen sprechen – bewusst oder intuitiv – weibliche Zielgruppen an, die Männer vielleicht nicht erreichen können.

▹ Frauen können durch konsequente gegenseitige Unterstützung zu wichtigeren Positionen in der Kulturpolitik und in der Kreativwirtschaft gelangen und damit die Szene und den Markt nachhaltig beeinflussen. Sie können sich ihre fehlende Lobby selbst schaffen.

▹ Werden Frauen zum Beispiel durch Quotenregelungen besonders gefördert, nutzen sie Aus- und Fortbildungsangebote und erreichen so eine höhere Qualifikation. Ihr Marktwert steigt.

▹ Einflussreiche Frauen können andere unterstützen und fördern. Dies ist besonders in Ländern wichtig, in denen vor allem Frauen betroffen sind von Problemen wie Krankheit, Klimawandel, Armut oder Krieg.

Es darf nicht darum gehen, Frauen in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen im heimischen Bereich unterzubringen, neben Haushalt und Kindern, wie es beim Kunsthandwerk der Fall ist. Denn dort zeigt sich, wie Frauen ausgebeutet werden und ihre Kreativität im Keim erstickt wird, weil man Serienware verlangt, die dann unter dem Signum »indigene Kunst« verkauft wird.

Afrika wird sich in der Welt neu positionieren und diese Entwicklung soll auch von Frauen, von Künstlerinnen, beeinflusst werden.

Es geht auch nicht darum, »weibliche Kunst« zu fördern. Qualität ist geschlechtsunabhängig. Um Qualität zu produzieren, müssen die Rahmenbedingungen stimmen. In der Kunst gehören ein kreativer Freiraum dazu und die Möglichkeit, die Instrumente, die für die Ausübung der Kunst benötigt werden, zu erlernen und weiterzuentwickeln. Und die Chance, die Kunst ausüben zu können und in die Öffentlichkeit zu bringen.

Aus dem ersten Treffen der afrikanischen Filmemacherinnen sind daher auch keine Projekte hervorgegangen, die Frauenkunst in den Vordergrund stellen, wie Frauenfilmfestivals oder Frauenfilmproduktionen. Es sind Projekte entstanden, die Frauen helfen, ihre Filme zu produzieren, bekannt zu machen und zu vermarkten. Frauen und ihre Kunst sollen gesehen, bemerkt und ausgezeichnet werden. Das ist das Ziel der Frauenförderung des Goethe-Instituts in den Ländern südlich der Sahara.

AFRIKA MUSS SICH GLOBAL ORIENTIEREN

Seit Beginn des 21. Jahrhunderts nimmt Afrika im globalen Gerangel um Macht und Einfluss eine interessante Position ein. Afrika ist ein Kontinent, der Zeiten der europäischen Kolonialherrschaft, der Befreiung und der Identitätsfindung durchlitten, durchkämpft und durchdacht hat. Jetzt ist er an einem Punkt angelangt, an dem er sich global orientieren muss, um sich zu behaupten. Die Gründung der African Union, die Entstehung subregionaler Wirtschaftsvereinigungen und die stärkere Beteiligung an globalen Fragen wie Klima und Wirtschaft zeigen, dass dieser Prozess begonnen hat.

Afrikas Bodenschätze und sein potenzieller Markt machen den Kontinent für China, Indien und Brasilien begehrt. Der Gefahr der erneuten Kolonialisierung, des Ausverkaufs Afrikas kann nur ein selbstbewusster Kontinent entgegenwirken, der auf eigenen Füßen steht. Diesen Prozess voranzubringen, ist die Aufgabe der kreativen Köpfe Afrikas, die Aufgabe der Künstlerinnen und Künstler, die mit ihrer Arbeit soziale, ökonomische und identitätsstiftende Themen aufwerfen. Afrika wird sich in der Welt neu positionieren und diese Entwicklung soll auch von Frauen, von Künstlerinnen, beeinflusst werden.

EIN ANDERES BILD VON AFRIKA

Die große Mehrheit afrikanischer Frauen muss sich ganz besonderen Herausforderungen stellen, die sie in der Regel zu starken, verantwortungsvollen und mit praktischer Vernunft begabten Menschen machen. Ihr meist individuell geführter Kampf richtet sich gegen Krankheit, Armut, Gewalt und Vergewaltigung und vor allem gegen die traditionelle Macht des Patriarchats. Dort wo diese Frauen zusammenkommen, um sich zu unterstützen, um ihre Ideen und kreativen Ausdrucksformen auszutauschen, entwickelt sich eine enorme Kraft, die ein anderes Bild Afrikas entstehen lässt. Ein Bild, das neue ästhetische und philosophische Blickwinkel eröffnen wird, die frei sind von traditionellen Zuordnungen von Frauenkunst oder weiblichem Ausdruck. Denn kreative Frauen, Künstlerinnen, sind bereit, Traditionen zu hinterfragen und zu modernisieren, da sie oft unter ihnen zu leiden haben oder durch sie eingeengt werden.

Nein, die afrikanischen Künstlerinnen, die ich kennengelernt habe, sind ihrem Verständnis nach keine Feministinnen. Aber sie sind Frauen, die sich als weibliche Künstler verstehen, sich ihrer diskriminierten Position bewusst sind und sich dafür einsetzen, dieser Ungerechtigkeit ein Ende zu setzen. Ich bin sicher, dass wir noch Aufregendes erleben werden, wenn die Vernetzung der Künstlerinnen in Afrika voranschreitet.

»I wish you the best luck with your initiative as it could transform many lives on the continent in a positive manner.«

Tsitsi Dagarembga, Harare, in ihrer Antwort auf die Einladung des Goethe-Instituts zu einem Treffen afrikanischer Filmemacherinnen.

Katharina von Ruckteschell-Katte ist Leiterin des Goethe-Instituts Südafrika, das als Regionalinstitut für die Koordination der Arbeit in den Ländern Subsahara-Afrikas verantwortlich ist. Die »Frauenplattform Afrika« geht auf ihre Initiative zurück.

▹ WWW.GOETHE.DE/SUEDAFRIKA

BALLGEFÜHL TRIFFT SPRACHGEFÜHL

DER »DOUBLE CLUB FOR GIRLS«

Von Barbara Klimke

Fußball spielen und gleichzeitig Deutsch lernen: »Double Club« heißt dieses Konzept. Das Goethe-Institut London hat es gemeinsam mit dem FC Arsenal und dem Bildungsträger UK-German Connection entwickelt. Ein Besuch bei den begeisterten Spielerinnen an der Mädchenschule Langley Park bei London.

Bethany Price umkurvt eine Mitspielerin. Dann eine zweite. Der Pferdeschwanz wippt, der Ball fliegt in die Maschen. Ein beachtlicher Sololauf, ein müheloses Dribbling gelingt der Schülerin in der Sporthalle der Mädchenschule Langley Park bei London. Es könnte eine normale englische Sportstunde sein, würde nicht so ungewohntes Vokabular durch den Raum hallen. »Wunderbar«, ruft der Trainer auf Deutsch. »Gut gemacht.« – »Umdrehen.« – »Alles noch mal von vorn!« Bethany Price lächelt. »Fußball und Deutsch zu kombinieren«, bemerkt sie, »das ist ziemlich schräg.«

Es ist ohne Frage eine unorthodoxe Idee, zwei Fächer im Unterricht zu verknüpfen, die nicht die geringste Gemeinsamkeit aufweisen. Aber gerade das ist es, was das Angebot für Bethany Price und ihre Mitschülerin Saranka Viththiyakaran so unwiderstehlich macht. Sechzehn Mädchen, alle 13 oder 14 Jahre alt, bleiben einmal pro Woche freiwillig länger in der Schule für das Kursangebot »Fremdsprachen und Fußball«. Dabei müssen sie im ersten Teil des Extra-Unterrichts im Klassenraum auf ihren Stühlen sitzen und Begriffe wie »Fußballstutzen« und »Flügelstürmer« lernen. Erst danach ist das Jonglieren mit dem Ball erlaubt.

ERSTE HALBZEIT: DEUTSCHUNTERRICHT

»Double Club« heißt dieses Doppelstunden-Konzept, das vom Goethe-Institut London gemeinsam mit dem englischen Profiklub FC Arsenal und dem Bildungsträger UK-German Connection entwickelt wurde. Die Grundregel ist so einfach wie ein Fußballspiel: Jede Einheit dauert 90 Minuten und ist in zwei Halbzeiten geteilt. Die ersten 45 Minuten sind für Wortschatzarbeit und Grammatik vorgesehen. In der zweiten Halbzeit wird das Gelernte auf dem Rasen oder in der Halle angewandt; dann ist es nicht mehr der Deutschlehrer, sondern ein Fußballtrainer des FC Arsenal, der an der Seitenlinie steht. Der Kurs ist als Ergänzung zum Schulunterricht gedacht und dauert acht Wochen. Abgeschlossen wird er mit einem Stadiontag beim Premier-League-Klub FC Arsenal.

Das Projekt läuft in gemischten Klassen bereits seit 2005 in England. So erfolgreich, dass es mit dem Europäischen Sprachpreis ausgezeichnet wurde. Aus Anlass der diesjährigen Fußball-Weltmeisterschaft der Frauen vom 26. Juni bis 17. Juli in Deutschland hat das Goethe-Institut nun erstmals ein Lernkonzept speziell für Mädchen ausgearbeitet. Und im Londoner Vorort Beckenham, an der Langley Park School for Girls, läuft der erste Feldversuch. »Weil Fußball in England enorm populär ist – auch in großem Maße bei Mädchen –, ist er ein wunderbares Mittel, die Aufmerksamkeit auf eine Sprache zu richten«, sagt Sabine Hentzsch, Leiterin des Goethe-Instituts in London.

Nicht allein in der Langley Park School waren die Schülerinnen von der Idee höchst angetan. Zustimmung kam auch von der höchsten Autorität im Frauenfußball auf der Insel, den Arsenal Ladies. Das Team, zwölfmaliger Meister in England, hat dem Double Club for Girls seine Unterstützung zugesagt. »Kein Wunder, dass die Schülerinnen begeistert sind«, stellt Kim Little, die 20-jährige Arsenal-Torjägerin fest, als sie erstmals durch die Unterrichtsmaterialien blättert. Darin stehen Interviews mit den Spielerinnen des deutschen Champions-League-Siegers Turbine Potsdam. Kim Little hatte Deutsch in der Schule gelernt, aber bei erster Gelegenheit abgewählt; sie war damals mehr an Sport interessiert. »Hätte es zu meiner Zeit so etwas gegeben«, sagt sie, »hätte ich garantiert weitergemacht.«

SELBSTVERTRAUEN DURCH FUSSBALL

Faye White (32), die Spielführerin der Arsenal Ladies und der englischen Nationalmannschaft, fasziniert am Double Club, dass er nach beiden Seiten wirkt. Nicht nur die Fremdsprachenkompetenz werde dadurch gesteigert: »Das Fußballspielen fördert auch die Eigenwahrnehmung, die Sozialkompetenz und das Selbstbewusstsein der Mädchen.« Und Selbstvertrauen, vermutet sie, brauchen manche Schüler, wenn sie versuchen, sich in einer fremden Sprache auszudrücken, in der sie noch Fehler machen. Doch allzu häufig denken Spitzensportler, Fremdsprachenbeherrschung sei im Vergleich zur Ballbeherrschung unerheblich. Bei Auslandsreisen sind Spieler meist von einem professionellen Stab umgeben, der, wenn nötig, alles regelt, von der Flugbuchung bis zur Bestellung des Frühstücksbrötchens.

Torhüterin Emma Byrne, die in Irland aufwuchs, erkannte erst, wie wichtig Fremdsprachen sind, als sie zu Beginn ihrer Laufbahn in Dänemark bei Fortuna Hjørring spielte: »Das Team sprach Dänisch, die Mannschaftsbesprechung war auf Dänisch, die Anweisungen waren auf Dänisch. Ich verstand kein Wort.« Jeden Satz mussten ihr die Mitspielerinnen ins Englische übersetzen. Sie hielt es nur ein halbes Jahr in Hjørring aus, dann ging sie nach Irland zurück. Erst als sie zum FC Arsenal wechselte, wo sie Englisch sprechen konnte, begriff sie, woran sie in Dänemark gelitten hatte. Nicht an Heimweh, sondern an dem hilflosen Gefühl, nichts zu verstehen und sich unverstanden zu wissen. »Heute«, sagt Emma Byrne, »würde ich vor einem Wechsel ins Ausland immer erst die Sprache lernen.«

DOUBLE CLUB-GIRLS: Im Sommer reisen die Mädchen zur Fußball-WM der Frauen nach Deutschland

GET THE BALL ROLLING

Es ist kein Zufall, dass das Modell des Double Club ursprünglich beim FC Arsenal erfunden wurde. Das Erstliga-Team der Männer ist berühmt für seinen internationalen Kader. Es hat zudem in seinem polyglotten Trainer, Arsène Wenger, »ein lebendes Beispiel für Mehrsprachigkeit«, wie Sabine Hentzsch vom Londoner Goethe-Institut sagt. Seine Ressourcen und sein Renommee nutzt der Klub traditionell für gemeinnützige Arbeit im Einzugsgebiet des Stadions im Norden Londons. 1998, nach dem Doppelsieg in Meisterschaft und Pokal, gründete der FC Arsenal ein Förderprogramm für benachteiligte Jugendliche – eben den Double Club. Nach dem Zwei-Halbzeiten-Prinzip wurden zunächst Lese- und Rechenkurse mit Fußballtraining kombiniert. Sie basierten auf der simplen Erkenntnis, dass auch Kinder, die in der Schule überfordert sind, Stadionhefte und Fußballstatistiken verstehen wollen. Dieses Pädagogikkonzept wurde später auf andere Fächer, etwa Staatsbürgerkunde, übertragen.

Der Ball war also im Spiel, und es dauerte nicht lange, bis er auf das Goethe-Institut zurollte. Denn dass der FC Arsenal Fremdsprachen in sein soziales Bildungsprogramm aufnehmen wollte, lag nahe bei einem Trainer, der überzeugt ist, dass Mehrsprachigkeit die Berufschancen erhöht. »Der Umstand, dass ich Sprachen gelernt hatte, erlaubte mir, dort anzukommen, wo ich hin wollte: in den englischen Fußball«, erläutert Arsène Wenger. Weil in Deutschland die Fußball-WM 2006 bevorstand, wurde der Double Club für Deutsch gegründet. Entscheidend für den Erfolg war, dass der deutsche Nationalkeeper Jens Lehmann bereitwillig an der Entwicklung des Projekts mitwirkte; er stand damals bei Arsenal unter Vertrag. Von da an, so berichtet Karl Pfeiffer, der am Londoner Goethe-Institut für die Bildungskooperation zuständig ist, wurde der Ball beständig weitergedribbelt. »Get the ball rolling«, heißt denn auch die Hymne, die das Goethe-Institut zur WM 2010 in Südafrika in Auftrag gab.

EUROPAWEITES ERFOLGSMODELL

Der FC Arsenal stellt seitdem seine Fußballtrainer zur Verfügung und beschäftigt eine eigene Fremdsprachenkoordinatorin, Julie Stoker, die den Kontakt zu den Partnerschulen hält. Das Goethe-Institut erarbeitet das Unterrichtsmaterial. Die UK-German Connection wiederum betreut das Internetportal. »Die Zusammenarbeit basiert auf dem klassischen Partnerschaftsverhältnis, das Grundlage vieler unserer Tätigkeiten ist«, erläutert Sabine Hentzsch. Das Modell wurde so erfolgreich, dass die Kulturinstitute Frankreichs, Spaniens, Portugals und Italiens ebenfalls Double Clubs entwickelten. Wieder rollte der Ball weiter: Das Projekt wurde multilingual, stieß auf Interesse der europäischen Behörden – und das Londoner Goethe-Institut spielte Doppelpass mit der EU. Schülerreisen nach Brüssel und Berlin wurden mit EU-Mitteln unterstützt, und der Bundesligaklub Hertha BSC ließ sich ins Projekt einbinden. In England kopierten derweil andere Profiklubs, darunter der FC Chelsea, das Double-Club-Modell und schnitten es auf ihre Vereinsstrukturen zu. Und jetzt ist es an den Mädchen, den Ball weiterzudribbeln.

»Die Mädchen sind vielleicht sogar noch aufmerksamer und engagierter als die Jungen. Sie schnappen die Vokabeln beim Training auf und wenden sie problemlos im Unterricht an«, beobachtet Fraser Davis, der an der Langley-Park-Schule den Double Club leitet. Der Deutschlehrer, der zwei Jahre lang in Potsdam studierte und lehrte, sieht darin eine fröhliche, kreative Ergänzung zum Unterricht. Es sei vor allem eine Motivationshilfe für die Schülerinnen, wenn sie sich für ihr Fremdsprachen-Prüfungsfach entscheiden müssen. Langley Park, eine Mädchen-Gesamtschule mit Schwerpunkt Sprachen und Sport, ist ein idealer Partner für das Projekt des Goethe-Instituts. Es ist eine der wenigen staatlichen Schulen in England, in denen das Erlernen einer Fremdsprache bis zum 16. Lebensjahr verbindlich ist: Alle Schülerinnen legen den Sekundarabschluss (GCSE) in Deutsch, Französisch oder Spanisch ab; sogar das Fach Ernährungskunde wird – einmalig auf der Insel – in einer Fremdsprache unterrichtet. Das ist insofern bemerkenswert, als die britische Labour-Regierung 2004 den verpflichtenden Fremdsprachenunterricht für Schüler über 14 abschaffte. Die Zahl der Staatsschulen, die Fremdsprachen bis zum Sekundarabschluss anbieten, nahm seitdem dramatisch ab; ein Trend, den die neue Regierungskoalition nun wieder stoppen will.

In diesem Sommer wird eine Double-Club-Gruppe zur Frauen-WM nach Deutschland reisen, was den Fremdwortschatz der Schülerinnen um Begriffe wie »Nationaltrikot«, »Würstchenbude« und »Feuerwerk« erweitern könnte. Und für die Olympischen Sommerspiele 2012 in London tüftelt Karl Pfeiffer, der Londoner Bildungskoordinator des Goethe-Instituts, schon am nächsten Double-Club-Projekt.

Barbara Klimke lebt als Korrespondentin für Großbritannien und Irland in London. Sie schreibt für die Berliner Zeitung, Frankfurter Rundschau und den Kölner Stadt-Anzeiger.

▷ WWW.UKGERMANCONNECTION.ORG/DOUBLECLUB

DIE FRAU, DIE LÖSUNGEN ERFINDET

TIAN MANSHA ÜBER FRAUEN- UND MÄNNERROLLEN – IM CHINESISCHEN MUSIKTHEATER UND IM WIRKLICHEN LEBEN

Tian Mansha ist eine herausragende Darstellerin des klassischen chinesischen Musiktheaters Xiqu, bei uns verkürzt als »Peking-Oper« bezeichnet – die in Wahrheit nur eine der 200 lokalen Varianten des Xiqu ist. Als Regisseurin, Produzentin, Professorin, Präsidentin des Xiqu-Instituts der Shanghaier Theaterakademie ist sie Bewahrerin dieser Kunst-Tradition und zugleich große Erneuerin. In China ist sie ein Star. Wir treffen Tian Mansha an der Universität Gießen, wo sie im Wintersemester 2010/11 am Institut für Angewandte Theaterwissenschaft die Gastprofessur für außereuropäisches Theater übernommen hat. Bei der Einführung in die komplexe Kunst des Xiqu ist sie auch auf den legendären Darsteller der Peking-Oper Mei Lanfang (1894–1961) zu sprechen gekommen, der nur Frauenrollen spielte.

Sabine Heymann: *Du hast gestern von Mei Lanfang gesprochen. Weißt du, dass zur Shakespeare-Zeit auch in England die Frauenrollen ausschließlich von Männern gespielt wurden, selbst die »Hosenrollen«? Wie haben sich in China die Frauen die Bühne erobert?*
Tian Mansha: Die Tatsache, dass die Männer Frauenrollen spielten, lag natürlich an den gesellschaftlichen Bedingungen. Frauen durften einfach nicht auf die Bühne. Bereits zu Mei Lanfangs Zeit gab es aber eine Schauspielerin, Meng Xiaodong, die mit ihm zusammenarbeitete und Männerrollen spielte, alte Männer.

War das ein Skandal, dass da eine Frau auf der Bühne stand?
Sie hat natürlich sehr viel Aufmerksamkeit bekommen. Wir haben jetzt auch eine Schauspielerin, Pei Yanling, die in vielen Gattungen des Xiqu die Kampfrollen von Männern spielt. Bei solchen mit Frauen besetzten Männerrollen hat man das Gefühl, es stünden wirkliche Männer auf der Bühne. Physisch.

Und bei Mei Lanfang umgekehrt hatte man doch das Gefühl, dass da eine echte Frau auf der Bühne steht, weil er diese Rollen so hinreißend spielte …
Das Interessante war, dass er als Mann in die Bühnenrolle als Frau hineinschlüpfte und ihr durch diese Gender-Konstellation besondere Aspekte abgewinnen konnte.

Inzwischen haben sich im Xiqu die Frauen aber die Bühne erobert. War das ein revolutionärer Prozess oder ist das allmählich gekommen?
Ganz allmählich. Heute ist ein Mann, der Frauenrollen spielt, eher die Ausnahme. Normalerweise spielt ein Mann einen Mann und eine Frau eine Frau. Wir sind da aber sehr frei, in beide Richtungen. Es kommt nur darauf an, ob er oder sie die Rolle von den körperlichen Bedingungen her gut spielt.

Werden solche Cross-Gender-Besetzungen auch dramaturgisch genutzt?
Eine Figur »gegen die Rolle« zu besetzen, kommt in China eher im Unterhaltungstheater vor. In meinem Theater besetze ich die Rollen so, dass die Akteure am besten ausfüllen, was ich herausarbeiten will.

Du hast als Schauspielerin und Regisseurin wunderbare Frauenfiguren erfunden: das freche Frauenzimmer Deng Yaogu in »Riples in the still water«, die anrührende Putzfrau in »Der Seufzer«, der beim Geräusch des Wassertropfens die Erinnerung an ihre große, durch die Kulturrevolution zerstörte Bühnenvergangenheit wiederkehrt. Und als Lady Macbeth mal eine böse, abgründige Figur … Deng Yaogu tut übrigens auch alles, was sie will. Sie ist frech, sie zieht die Männer an den Strippen.
Es geht nicht so sehr darum, die Strippen zu ziehen. Sie versucht, ihr eigenes Schicksal in die Hand zu nehmen, nicht beeinflusst oder kontrolliert von der Gesellschaft oder der Mutter oder sonst jemandem. Am Ende kann sie zwar ein Stück ihres Schicksals selbst kontrollieren, ist aber doch sehr abhängig von der Gesellschaft. Das ist der Widerspruch, dem jeder Mensch ausgesetzt ist. Ich versuche ja auch, mein eigenes Schicksal zu beherrschen, befinde mich aber immer in einem bestimmten gesellschaftlichen Kontext. Ich würde gern als freie Künstlerin arbeiten, das geht aber nicht, weil ich an der Shanghai Theatre Academy bin. Jeder Mensch hat einen Teil, den er aktiv bestimmen kann, und dann gibt es diesen passiven Teil.

Ich glaube, dieser Zug an Deng Yaogu ist dir sehr sympathisch?!
Ja, ja. Es gibt da auch eine Parallele zur Entstehungsgeschichte des Stückes. Ich habe von Anfang an versucht, das Schicksal dieses Stückes zu beherrschen. Ich habe in den Neunzigerjahren den Roman gelesen, war begeistert und habe die Dramatikerin Xu Fen gebeten, nach meinen künstlerischen Vorgaben ein Stück für mich zu schreiben. Das hat sie getan. Als es fertig war, hatte die Chuanju-Schule in Sichuan aber leider kein Geld, es aufzuführen. Das war so eine Situation, in der das Schicksal einen beherrscht. Da habe ich Geld aus der eigenen Tasche genommen und die Aufführungsrechte gekauft. In China ein aufsehenerregender Fall, das erste Mal, dass ein Xiqu-Schauspieler die Rechte an einem Stück gekauft hat. Das war 1995. Dadurch bin ich in China auf einen Schlag sehr bekannt geworden. Zu der Zeit spielten die Schauspieler eher eine passive Rolle. Statt darauf zu warten, dass ich von jemandem »besetzt« werde, habe ich gedacht: Was kann ich? Was will ich spielen? Und habe entschieden.

Das war die Sichuan-Fassung des Stückes, in der du selbst die Rolle der Deng Yaogu gespielt hast?
Ja. Nach dem Kauf der Rechte hatte ich kein Geld mehr zur Finanzierung der Inszenierung und habe überall nach Finanzierungen gesucht. Als das Stück endlich aufgeführt wurde, hat es gleich einen sehr hochkarätigen Preis vom Kulturministe-

rium bekommen, auch ich selbst wurde für meine Rolle ausgezeichnet. Die Kritik bezeichnete die Inszenierung als bahnbrechend. Danach war ich in ganz China berühmt und wurde aus Sichuan nach Shanghai an die Theaterakademie berufen. Diese Chuanju-Fassung von 1996 hat für das chinesische Xiqu große Folgen gehabt. Ein paar Jahre später wurde ich vom Kulturministerium Shanghai aufgefordert, aus dem Stück eine Peking-Oper-Fassung zu erarbeiten.

Abgesehen von der aufsehenerregenden Tatsache, dass erstmals eine Schauspielerin die Rechte kauft: Was war die Sensation, was für einen Wendepunkt hast du da markiert, der dich in ganz China berühmt gemacht hat?
Theaterhistorisch ist »Riples« ein typisches Avantgardestück. Das lag vor allem daran, dass die Dramatikerin die traditionelle, strenge Szenen-Struktur aufgebrochen hat, in die eine Geschichte hineingepasst wurde. Das Stück folgt nicht dem vorgeschriebenen Schema, sondern dem Handlungsverlauf. Es hat den Schauspielern erstmals die Möglichkeit gegeben, ihren Figuren einen Charakter zu geben.

Ist Deng Yaogu mit ihrem Versuch, das Leben mit Intelligenz und Witz aktiv zu meistern, eine für das chinesische Musiktheater typische Figur?
Den Typus gab es auch schon in anderen Stücken. Er wird hier aber anders herausgebracht. Traditionell sind die Frauen passiv. Wenn sie Liebeskummer haben, weil z. B. die Heirat von den Eltern bestimmt worden ist, sind sie unzufrieden und sagen das auch. Statt aber zu kämpfen, fügen sie sich in ihr Schicksal oder verüben Selbstmord. Allenfalls versuchen sie, abzuhauen. Bei Deng Yaogu ist es anders, sie tut sich dann eben mit dem Cousin ihres Mannes zusammen.

Eine Frau, die Lösungen erfindet!
Ja. Viele haben gesagt: Mansha ist genauso wie Deng Yaofu. Weil sie ihr Schicksal in die Hand nimmt! Das ist etwas, was ich immer gedacht habe, mich aber nie getraut hätte zu sagen.

Die Dramatikerin der »Riples« war Xu Fen, eine Frau, die erste weibliche Dramatikerin in der Geschichte der Sichuan Oper. Gibt es im Bereich des chinesischen Musiktheaters viele bedeutende Dramatikerinnen und Regisseurinnen?
Seit den Achtzigerjahren gibt es immer mehr. Aus Schauspielerinnen werden manchmal Regisseurinnen. Insgesamt gibt es aber doch mehr männliche Regisseure.

Wenn man bei Google die beiden Begriffe »Frau« und »China« eingibt, dann erscheinen jede Menge Meldungen von der Art: 77% aller Chinesinnen bestimmen in der Familie, wo es lang geht, chinesische Frauen lassen sich von den Männern das Geld abgeben und teilen ihnen nur ein Taschengeld zu. Ist das so?
Bei mir nicht. Aber das ist normal. Insbesondere in Shanghai, aber ein bisschen in ganz China, sind die Frauen so etwas wie Kaiserinnen in der Familie.

War das schon immer so oder hat das mit der Gleichberechtigung zu tun?
Traditionell haben die Männer die Macht außerhalb der Familie und die Frauen innerhalb der Familie. Der Mann kümmert sich um den Lebensunterhalt, die Frau um Familie und Kinder. Das Geld wird daher in der Familie von den Frauen verwaltet.

Aber die chinesischen Frauen gehen doch auch arbeiten. Und sind sehr erfolgreich dabei. Ist diese alte Rollenverteilung überhaupt noch aufrechtzuerhalten?
Der Widerspruch ist, dass es offiziell die Gleichberechtigung gibt, die Frauen aber die Männer trotzdem nach ihrem Status und damit auch nach dem Geld bewerten. Zum Beispiel ist die Voraussetzung für die Einwilligung einer Frau zur Heirat, dass der Mann eine Wohnung haben muss. Dabei stellt sie sich praktisch selbst in die zweite Reihe.

Durch die Ein-Kind-Politik gibt es in China offenbar einen eklatanten Frauenmangel. Es soll Millionen mehr Männer als Frauen geben.
Subjektiv habe ich den Eindruck, es gibt viel mehr Frauen als Männer … Statistisch mag es ja mehr Männer geben als Frauen, in meinem Umfeld gibt es aber jede Menge noch unverheirateter Frauen.

Es ist doch klar, dass ein Mann, wenn er heiraten will und es nur wenige Frauen zum Heiraten gibt, sich gewaltig ins Zeug legen muss. Er muss »etwas bieten«.
Ja, da ist nicht viel übrig von der Gleichberechtigung. Es geht nach dem Darwin-Prinzip: Nur die Starken werden überleben.

Sabine Heymann ist Kulturjournalistin und Übersetzerin. Gerade ist beim C. H. Beck Verlag ihre Übersetzung von Corrado Augias' »Die Geheimnisse des Vatikan« aus dem Italienischen erschienen. Im Dezember 2009 publizierte Theater heute unter dem Titel »Look to the money! – aber nicht nur« ihre »Theaterreise in die asiatische Boomtown« Shanghai. Seit 2001 ist sie Geschäftsführerin des Zentrums für Medien und Interaktivität (ZMI) der Universität Gießen.

TIAN MANSHA bewahrt die Tradition des Xiqu. In China ist sie ein Star

Als Schauspielerin und Regisseurin hat Tian Mansha wunderbare Frauenfiguren erfunden

DEUTSCH LERNEN…

… DER LIEBE WEGEN

Von Patrick Wildermann

Wer aus einem Nicht-EU-Staat stammt und in Deutschland leben möchte, muss erst Deutschkenntnisse vorweisen. Die sogenannten Vorintegrationskurse der Goethe-Institute werden mehrheitlich von Frauen besucht. Was lernen sie dort? Und wie geht es ihnen, wenn sie in Deutschland angekommen sind?

Sakhorn Butchanon und Jürgen Knott haben am 11. Oktober 2551 geheiratet. Bei uns zeigte der Kalender 2008 – die buddhistische Zeitrechnung beginnt mehr als 500 Jahre vor Christus. Sakhorn wird Lilly genannt, wegen ihrer eher hellen Haut. Alle Thailänder bekommen nach der Geburt einen solchen Spitznamen, der dann gebräuchlicher wird als der Taufname. Die 41-Jährige stammt aus dem Norden des Landes, sie wuchs auf in dem Dorf Dong Kheng; dort leben ihre Eltern noch heute. Im Haus der Familie fand auch die Trauung statt, nach buddhistischem Ritus. Lilly und ihr Mann holen ein Fotoalbum.

Auf den Fotos sind Mönche in orangefarbenen Gewändern zu sehen, die Familie, die Dorfbewohner. Es muss eine schöne Feier gewesen sein. Für beide ist es bereits die zweite Ehe. Sie hätten sich nie vorstellen können, einmal jemanden aus

Bevor Lilly ihrem Mann in die 7.000-Einwohner-Gemeinde folgen konnte, musste sie zuerst in ihrem Heimatland grundlegende Sprachkenntnisse erwerben. So regelt es seit 2007 das Zuwanderungsgesetz für die meisten Nicht-EU-Staaten.

einem anderen Kulturkreis zu heiraten, sagen sie übereinstimmend. Denn zwischen Dong Kheng in Thailand und Waldsassen in der Oberpfalz liegen schließlich nicht nur rund 8.700 Kilometer, sondern auch Welten. Die Knotts lernten sich im nahen Tschechien kennen. In einem Studio für traditionelle Thai-Massage, in dem Lilly arbeitete, weil sie in Europa mehr Geld verdienen konnte als daheim. Bis zur Hochzeit verging noch eine Weile. Doch dass sie in Deutschland zusammenleben wollten – und dass Lilly dort auch Deutsch lernen sollte –, war schnell beschlossen. Der Antrag auf ein Visum bei der Deutschen Botschaft in Bangkok allerdings wurde abgelehnt. Bevor Lilly ihrem Mann in die 7.000-Einwohner-Gemeinde folgen konnte, musste sie zuerst in ihrem Heimatland die grundlegenden Sprachkenntnisse erwerben. So regelt es seit 2007 das Zuwanderungsgesetz für die meisten Nicht-EU-Staaten. Ein Erlass, der noch immer umstritten ist. Vor allem wegen der Frage, ob damit in erster Linie politische Ziele verfolgt werden. Oder wieweit er für die Lernenden tatsächlich von praktischem Nutzen ist.

AM SCHWERSTEN IST DAS HÖREN

Lilly Knott belegte den Kurs »Start Deutsch 1« am Goethe-Institut in Bangkok, der mit der Prüfung auf dem Niveau A1 schließt. Ein weltweit eingesetzter Test, entwickelt vom Goethe-Institut auf der Grundlage des »Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmens für Sprachen«. Wenn man Lilly fragt, was ihr am schwersten gefallen sei, muss sie nicht lange überlegen: »das Hören«. Einer der schriftlichen Übungsteile also, bei dem eine Alltagssequenz vorgespielt wird, eine Lautsprecherdurchsage etwa, und dazu Aufgaben zu bearbeiten sind. »Die Deutschen sprechen sehr schnell«, sagt Lilly und lächelt.

Nachdem die Bundesregierung den Spracherwerb zur Bedingung für den Ehegattennachzug gemacht hatte, stieg die Nachfrage nach diesen sogenannten Vorintegrationskursen an den Goethe-Instituten in fast allen betroffenen Ländern sprunghaft an. In Thailand um das Vierfache. Seit Mitte 2009, sagt Dr. Ulrike Lewark, die Leiterin der Spracharbeit in Bangkok, sei allerdings wieder ein Rückgang um zehn Prozent zu verzeichnen, was sie auf viele neue Sprachkursanbieter in den Provinzen zurückführt. Immerhin mehr als 1.500 Frauen besuchten 2009 an ihrem Institut die Kurse und legten die Prüfung ab. 82 Prozent bestanden sie. Weit schlechter sieht die Quote bei den externen Prüflingen aus, die nur den Test am Institut ablegen.

Auch Lilly Knott war im ersten Anlauf durchgefallen. Im zweiten erreichte sie 66 von 100 Punkten, das entspricht der Note ausreichend. Eine enorme Leistung, bedenkt man, dass ihre Eltern Reisbauern waren und sie nur sieben Jahre zur Schule gehen konnte. Und in dieser Zeit versäumte sie viel, weil sie lange krank war. Lesen und schreiben brachte sie sich selbst bei, da lebte sie schon in Bangkok: »Mit Zeitungen«. Sie arbeitete dort in einer deutsch-thailändischen Wurstfabrik, eröffnete später mit ihrem ersten Mann ein Restaurant. Noch später schulte sie um auf Thai-Massage – eine Zeitlang war sie die persönliche Physiotherapeutin des Präsidenten von Ost-Timor.

Als sie Deutsch lernte, fing Lilly Knott bei null an. Besuchte zuerst den vierwöchigen Alphabetisierungskurs, in dem das lateinische Alphabet gelehrt wird. »Sehr wichtig«, nennt sie diese Vorbereitung. Danach folgten zwei Sprachkurse, je vier Wochen à 80 Unterrichtsstunden. Zusätzlich nahm sie an den Abenden noch Privatunterricht bei ihrer Lehrerin, Marisa Fritzenwallner, und wiederholte das Gelernte. Sonst, glaubt sie, hätte sie das Pensum nicht bewältigt.

VIELE SIND DAS LERNEN KAUM GEWÖHNT

»Die Schüler sind fleißig«, sagt Fritzenwallner, eine gebürtige Thailänderin. »Aber viele sind das Lernen kaum gewöhnt, man

Sibylle Bergemann: »Olhares Cruzados«, São Paulo 2001

Sakhorn Butchanon und Jürgen Knott

Rund 8.700 Kilometer liegen zwischen Dong Kheng und Waldsassen

muss ihnen am Anfang immer sagen, was sie notieren sollen und was nicht.« Die Prüfung hält sie nicht für zu schwierig, aber manche Frauen – die meisten Kursteilnehmer in Bangkok sind weiblich und zwischen 18 und 50 Jahre alt – wollten sie zu früh ablegen, um schneller nach Deutschland zu kommen. Sie mahnt zur Geduld und sie fordert ihre Schüler mit Beharrlichkeit. Gerade bei der Aussprache: »Wenn jemand das R nicht kann, lasse ich es wiederholen, immer wieder.« Manchmal helfen Übungen mit Wasser im Mund. »Eine gute Lehrerin. Und streng!«, sagt Wassana Redl, geborene Suraket, lachend. Sie bestand die Prüfung im ersten Anlauf, mit 71 Punkten. Was ihr nicht nur Zeit, sondern auch Geld sparte. Ein Kurs kostet 7.500 thailändische Baht, was in ländlichen Gebieten das Doppelte eines Monatsgehaltes bedeuten kann. Umgerechnet ungefähr 190 Euro. In der Regel wird das Geld aus Deutschland überwiesen.

Wassana, die May genannt wird, lebt jetzt mit ihrem Mann in Filderstadt-Bonlanden, nahe dem Flughafen Stuttgart. Sie stammt aus Ang Thong, 200 Kilometer von Bangkok. In Thailand managte sie die Buchhaltung für die Hilfsorganisation Empower Foundation, die sich unter anderem um Tsunami-Opfer kümmerte. In Stuttgart arbeitet sie als Zimmermädchen. May sagt, die Arbeit sei hart, aber sie lebe gern hier. Ihre 14-jährige Tochter aus erster Ehe reist bald nach. Aber wie war das, als sie nach Deutschland kam – konnte sie sich verständigen, zumindest ein wenig? Ja, sagt sie und lächelt. Ihr Ehemann hingegen schüttelt den Kopf: »Zum Brötchenkaufen hat es nicht gereicht.« Wobei er einräumt, es sei nicht hilfreich gewesen, dass sie am Anfang untereinander nur Englisch gesprochen hätten. Vor einem halben Jahr haben sie auf Deutsch umgestellt.

MIT SZENISCHEM SPIEL DEM KULTURSCHOCK VORBEUGEN

Wer die A1-Prüfung abgelegt hat, versteht etwa 650 deutsche Wörter und beherrscht 300 aktiv. Natürlich ist das nur ein erster Schritt auf dem Weg zum Erlernen der Sprache. So wie die Kurse zwar auf den Alltag in Deutschland vorzubereiten versuchen – mit Übungen zum Einkauf, zum Ausfüllen eines Formulars –, aber die tatsächliche Erfahrung nicht ersetzen können. Oft haben die Frauen und auch Männer, die nach Deutschland heiraten, das Land nie zuvor gesehen. Und wissen daher nicht, was sie erwartet. Şükriye Dönmez beugt dem potenziellen Kulturschock praktisch vor. Mit szenischem Spiel. Die Schauspielerin und Kulturpädagogin, die in Berlin-Kreuzberg aufwuchs, schlug dem Goethe-Institut in Istanbul begleitende Kurse vor. An Interessenten mangelt es nicht: Die größte Gruppe der Prüfungsabsolventen stammt aus der Türkei, 10.775 waren es 2009.

Das stärkste Pro-Argument liefern die Frauen selbst. Die Kurse motivieren, in Deutschland weiterzulernen. Wenn kein Goethe-Institut in der Nähe ist, dann an der Volkshochschule.

Anfänglich sei sie skeptisch gewesen, ob das Zusatzangebot sinnvoll sei, sagt Erika Broschek, Leiterin der Spracharbeit in Istanbul. Jetzt ist sie begeistert, beobachtet, dass Teilnehmerinnen ihre Dialoge selber schreiben wollen »und viel weniger Angst vor dem Sprechen haben.« Dönmez hat ein mehrstufiges Modell entwickelt, das die Schüler theatralisch auflockert und ihnen die Zunge löst. Am Schluss stehen kurze Sketche, in denen kulturelle Konflikte gespielt werden. »Zum Beispiel im Supermarkt: Die Tüte kostet Geld, in der Türkei ist sie um-

sonst – das führt schnell zu Missverständnissen.« Oder im Bus: »In der Türkei ruft man dem Fahrer zu, dass man aussteigen möchte, in Deutschland muss man die Haltestelle abwarten.«

ICH WOLLTE NICHT DEUTSCH LERNEN

Gönül Erol Kara, eine ehemalige Schülerin von Dönmez, hat ihre erste kulturelle Konfliktsituation erst kürzlich erlebt, als sie in ihrer neuen Heimat Stuttgart einem Kind aufhelfen wollte, das hingefallen war. Ganz normal in der Türkei. Aber der Vater habe sie angeblafft, sein Sohn müsse selber lernen aufzustehen. Sie lacht. Kara ist 35 Jahre alt, eine selbstbewusste Frau aus Istanbul. Dort lernte sie im vergangenen Jahr auch ihren Mann kennen, einen Deutschen mit türkischen Wurzeln. Zuerst, sagt sie sehr offen, habe sie gar nicht eingesehen, warum sie Deutsch lernen sollte, um ihr Visum zu erhalten – ihr Mann spreche doch Türkisch. Dass Sprachkenntnisse doch nützlich sein können, wurde ihr dann allerdings recht bald bewusst: Als sie kurz nach ihrer Ankunft Fotos vom türkischen Generalkonsulat in Stuttgart schoss. Die Aktion rief die Polizei auf den Plan, der sie sich, mit ihren wenigen Worten, erklären musste. »Viele hatten nach der Prüfung in Istanbul das Gefühl: Jetzt habe ich es geschafft«, sagt sie. »Aber die richtige Prüfung fängt erst hier an.« Auf dem Weg zur Selbstständigkeit.

»IHR BRAUCHT DAS FÜR EUCH SELBST«

Was Gönül Kara heute ebenfalls hilfreich findet: dass sie im Sprachkurs in Istanbul Freundschaften schließen konnte, die auch in Deutschland fortbestehen. Sie hat besonderes Glück, eine gute Freundin wohnt nur zehn Minuten entfernt. Aber auch die Thailänderinnen telefonieren zumindest mit anderen Frauen, die in Köln, Freiburg, Ingolstadt wohnen. Netzwerke entstehen, die der Isolation vorbeugen. Was Kara hingegen beklagt, ist der Prüfungsstress. Obwohl am Goethe-Institut Istanbul sogar eine ergänzende psychologische Betreuung angeboten wird. »Alle im Kurs waren nur auf die Prüfung fokussiert«, sagt sie, ihre Schwiegermutter übersetzt aus dem Türkischen. Auch Şükriye Dönmez gibt zu bedenken: »Dieser Druck macht es einem gleich unsympathisch, die Sprache zu lernen.« Sie schlägt stattdessen eine Anwesenheitspflicht vor, die signalisiert: »Ihr braucht das für euch selbst«. Die Argumente der Befürworter der gegenwärtigen Regelung sind dagegen auch klar. Mögliche Zwangsehen sollen verhindert werden, im Zweifelsfall der organisierte Menschenhandel.

Das stärkste Pro-Argument liefern die Frauen selbst. Die Kurse motivieren, in Deutschland weiterzulernen. Wenn kein Goethe-Institut in der Nähe ist, dann an der Volkshochschule. Gönül Erol Kara wird in Stuttgart noch einmal auf A1-Niveau beginnen. Zur Auffrischung. Und weil der Kurs in Deutschland einiges voraussetzt, was ihr fehlt. Sie war immer berufstätig und sobald die Sprachkenntnisse ausreichen, will sie wieder arbeiten. May Redl hat in der Zwischenzeit die B1-Prüfung absolviert, das Fortgeschrittenen-Niveau. Außerdem einen Orientierungskurs, in dem Grundlagen zu Geschichte und Politik Deutschlands vermittelt werden.

Lilly Knott hat die B1-Prüfung bereits erfolgreich bestanden, an der Volkshochschule im nahen Tirschenreuth. Die Lokalzeitung druckte ein Foto von ihr und den anderen Absolventen. Sobald die gemeinsame Tochter in den Kindergarten kommt, wird sie sich um eine Stelle als Thai-Masseurin im Sibyllenbad Neualbenreuth bewerben. Lilly, die in dem kleinen Ort Waldsassen anfänglich »gemustert« wurde – auf diesen Begriff verständigen sich die Eheleute –, macht täglich Fortschritte. Wenn sie jetzt von der Nachbarin angesprochen und zum Essen eingeladen wird, dann versteht sie es und kann es ihrem Mann erzählen. »Ich liebe bayerisches Essen«, sagt sie. Lächelnd fügt sie hinzu: »Und den Schnee.«

Patrick Wildermann ist seit 1994 als freier Journalist tätig. Seit 2003 lebt und arbeitet er in Berlin, wo er unter anderem für den Kulturteil des Tagesspiegels, das Stadtmagazin tip und das Magazin Theater der Zeit Reportagen, Künstlerportraits und Rezensionen schreibt.

▷ WWW.GOETHE.DE/VORINTEGRATION

DIE POESIE DER ALTEN DAMEN

DAS GOETHE-INSTITUT JERUSALEM IST TREFFPUNKT DEUTSCH-JÜDISCHER EMIGRANTINNEN

Ilana Shmueli

Hannah Amir

Alle zwei Wochen lädt das Goethe-Institut zum Literaturabend »Heine erlesen« ein

»Wir kamen im letzten Moment – nicht, weil wir wollten, sondern weil wir mussten. Das sah man nicht gerne, auch Deutsch hörte man nicht gerne.«

Ilana Shmueli

»KEINE LEICHTEN PAKETE«: Das Goethe-Institut in Jerusalem schickt Bücher aus dem Nachlass deutsch-jüdischer Einwanderer an deutsche Schulen

Die deutschsprachigen Einwanderer, die in den Dreißiger- und Vierzigerjahren nach Israel kamen, konnten oder wollten ihr Deutschsein nie ganz abstreifen. So wie Hannah Amir und Ilana Shmueli, die zu einer Generation gehören, mit der das alteuropäische Erbe aussterben wird: Protagonisten deutscher Poesie, für die und mit denen das Goethe-Institut in Jerusalem Literaturabende und -projekte veranstaltet – und einen Brückenschlag der Generationen versucht.

»Wir sind das Überbleibsel der europäischen Einwanderung. Und wir sterben aus«, sagt Hannah Amir. Sie sitzt in ihrer Zwei-Zimmer-Wohnung in der L. A. Mayer Residence im Herzen Jerusalems, auf dem gläsernen Couchtisch vor ihr stehen Kaffee, Kekse und Schokolade. Die Wände sind mit Bildern geschmückt, die sie selbst gemalt hat. Leuchtend gelbe Felder, schwarze Berge, eine Landschaft mit blühenden Mandelbäumen. Das Land ihrer Geburt trägt sie noch immer in sich. Die deutsche Sprache und Literatur sind das Bindeglied, das nie abgerissen ist. Das Goethe-Institut nutzt es, um den Erfahrungsschatz der Einwanderer an ihre Nachkommen zu vermitteln. Europa und die europäische Kultur habe sie nie ganz abgeworfen, sagt Amir: »Wir haben es mitgebracht, man kann es nicht wegnehmen – das unterscheidet uns von anderen in unserem Alter.« Doch das heutige Europa sei anders: »Die Welt war viel kleiner und langsamer. Heute spricht man schnell, man fliegt, man nutzt den Computer.« Hannah Amir wurde 1919 in Berlin geboren. Mit ihren Eltern und Geschwistern lebte sie bis 1933 nahe des Ku'damms. Ihre Kindheit sei nicht leicht gewesen, die Erziehung streng. Der Vater war ein renommierter Bauingenieur, der unter anderem für Peter Behrens arbeitete. »Wir wurden nicht religiös erzogen, aber mein Vater war Zionist und sparte viel«, erzählt Hannah Amir.

Die Einwanderung deutschsprachiger Juden, so der Historiker Gideon Ofrat, sei eine Einwanderung der ganz besonderen Art gewesen: »Mehr noch als bei früheren Einwanderern nach Palästina, die hauptsächlich aus Russland und Polen kamen, handelt es sich hier um Migranten mit einer ausgeprägten Beziehung zur europäischen Kultur.« Aus Deutschland, Österreich, Rumänien oder der Bukowina – aus Städten, die heute zum Teil in der Ukraine liegen – wanderten die Juden ein und brachten »eine Welle deutscher Kultur, deutscher Kulturerziehung, deutschen Kulturbewusstseins« in das Palästina der Dreißigerjahre mit.

ALS ISRAELI DEUTSCH DENKEN UND LEBEN

Am 2. November 1933 legte das Schiff ab, das Hannah Amir und ihre Familie nach Palästina brachte, von London über Marseille nach Haifa. Im Sommer 1938 lernte sie in Palästina ihren Mann Yeheskel kennen. Nach dem Krieg übernahm er mit Partnern ein Geschäft für Autoersatzteile. 49 Jahre waren sie verheiratet; nach dem Tod ihres Mannes lernte Amir Reflexologie, Shiatsu, Malen: »Ich habe die Universität des Lebens besucht und keine andere.« Zur deutschen Sprache sei sie spät zurückgekommen: »Ich denke auf Hebräisch, mit meinem Mann sprach ich hebräisch, mit meinen älteren Schwestern spreche ich deutsch, mit meinem jüngeren Bruder nur hebräisch.« Die deutsche Sprache mache ihr Spaß. Ausdrücke wie »Da bin ich überfragt« habe es früher nicht gegeben: »Und das Wort Telefonat hat mich komisch berührt – was soll das sein? Es ist nicht französisch, nicht deutsch.«

Das Telefon klingelt, Ilana Shmueli ruft an, sie lebt in einer Wohnung auf derselben Etage. Ilana Shmueli und Hannah Amir sind vor fast zehn Jahren zusammen von Tel Aviv nach Jerusalem gezogen. »Lange Zeit war die Idee, ein Israeli zu sein, aber deutsch zu denken und deutsch zu leben«, sagt sie. Sie beschreibt »eine Zerrissenheit und Spaltung, ein Sprachexil – ich habe es nie überwunden«. Es habe lange gedauert, bis sie sich als Israeli gefühlt habe. Die Einwanderer heute hätten es einfacher als sie 1944: »Wir kamen im letzten Moment – nicht, weil wir wollten, sondern weil wir mussten. Das sah man nicht gerne, auch Deutsch hörte man nicht gerne.« Ilana Shmueli sagt: »Ich habe den größten Teil meines Lebens damit verbracht, zu lernen, mich im Hebräischen zu Hause zu fühlen.« Ihr Deutsch bezeichnet sie als »archaisch – aber es ist die Sprache, in der ich träume, denke, fühle.« Auch mit ihrem Mann Herzl und ihrer Mutter sprach sie Deutsch. Diesen »europäischen Nachlass« und ihr Leben beschreibt sie eindrucksvoll in ihrem Buch »Zeitläufe – ein Brief« (2009). 1924 in Czernowitz geboren, sprach ihre Familie deutsch, ihre Mutter kam aus Wien, ihr Vater besaß eine Möbelfabrik: »Er war Zionist, also politisch nicht koscher, und als Fabrikbesitzer Kapitalist.« Als sie sechs Jahre alt war, lernte sie den vier Jahre älteren Paul Celan (Antschel) kennen – beim Tischtennis. Ihre Mutter wollte nicht, dass sie Kontakt hatten: »Er kam aus der falschen Straße …«

DICHTERKREISE

Von 1941 bis 1944 lebte die Familie im Ghetto und in einem den Juden zugewiesenen Wohnviertel in Czernowitz. »Diese Jahre wurden seltsamerweise zu den unglaublichsten, vielleicht auch wichtigsten Lehrjahren meines Lebens«, schreibt Shmueli in »Zeitläufe«. »Denken, Fühlen, Hören und Schauen wurden in mir geweckt.« Denn in einer Gruppe von Freunden und Künstlern, unter ihnen auch Paul Celan und Rose Ausländer, lasen sie eigene Gedichte und diskutierten über Philosophie.

1944 flüchtete Ilana Shmuelis Familie. Von Konstanza reisten sie nach Istanbul, »mit einem bulgarischen Transportschiff für Hühner; es war eine sehr gefährliche Fahrt.« Dann auf dem

Landweg nach Palästina. Ilana Shmueli kam in ein britisches Aufnahmelager bei Haifa. Später studierte sie Musikerziehung, Sozialwissenschaft und Kriminologie in Tel Aviv; 25 Jahre arbeitete sie mit kriminellen Jugendlichen und bildete Sozialarbeiter fort. 1965 traf sie Paul Celan in Paris wieder und versprach, ihm Jerusalem zu zeigen. Im Oktober 1969 kam Celan nach Israel, das erste und einzige Mal in seinem Leben – und Ilana Shmueli führte ihn durch ihr Jerusalem. Den folgenden Briefen legte Celan Gedichte bei, seinen Jerusalemzyklus. Nachdem Ilana Shmueli mit 60 Jahren in Pension ging, belegte sie Übersetzungskurse und begann, Gedichte zu übertragen – unter anderem von Celan – und selbst zu dichten. 2004 veröffentlichte Shmueli ihren Briefwechsel mit Celan bei Suhrkamp, 2009 erhielt sie den Theodor-Kramer-Preis für Schreiben im Widerstand und im Exil.

Seit vielen Jahren ist Shmueli Mitglied bei »Lyris«; die Abkürzung steht für »Lyrik aus Israel«. Der Dichterkreis wurde 1982 von Annemarie Königsberger gegründet, die Teilnehmer lesen ihre eigenen Gedichte, verfasst auf Deutsch. Ilana Shmueli gehört zu Lyris, ebenso Eva Avi-Yonah, Manfred Winkler und Haim Schneider – alle wurden in Europa geboren und wanderten nach Israel aus. Gemeinsam gehen Ilana Shmueli und Hannah Amir alle zwei Wochen ins Goethe-Institut Jerusalem zum Literaturabend »Heine erlesen« mit Jakob Hessing. Mehr als 20 Teilnehmer sind im Kurs, die meisten davon Frauen. Der Kurs findet im Leseraum und Lehrerzimmer statt, in den deckenhohen Bücherregalen ist Milan Kunderas »Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins« ebenso wie »Das Parfüm« von Patrick Süskind zu finden. Der Literaturkurs liest und diskutiert Heinrich Heines Gedichte und den Text »Der Rabbi von Bacharach«. »Wie kann es sein, dass der Rabbi seine Gemeinde alleine lässt?«, ist die Frage, um die es an diesem Abend vor allem geht.

Der Literaturkreis war lange privat und traf sich bei Ada Brodsky, Trägerin der Goethe-Medaille 1994, die Rainer Maria Rilkes Gedichte ins Hebräische übersetzt hat. Seit Sommer 2010 trifft sich der Literaturkreis im Goethe-Institut; die Zahl der Teilnehmer verdoppelte sich.

KEINE LEICHTEN PAKETE

Dennoch bleibt die Verbindung von Alt und Jung eine besonders große Aufgabe für das Goethe-Institut. Als lingua non grata wird Deutsch nach wie vor nicht an den Schulen gelehrt – obwohl über 70.000 Menschen in Israel die deutsche Staatsbürgerschaft haben. So bleiben die Generationen oft unter sich. »Die älteren Menschen verfügen über ein für jüngere nur schwer erreichbares Sprachniveau«, sagt Simone Lenz, Leiterin des Goethe-Instituts Jerusalem, das Wissen und die Geschichten der älteren Generation drohen in Vergessenheit zu geraten. In Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Yad Vashem und deutschen Schulen initiierte sie im vergangenen Jahr daher das Projekt »Keine leichten Pakete«. Das Goethe-Institut wurde eine Zeit lang mit Bücherschenkungen geradezu überhäuft, zumeist liebevoll aufbewahrte Bücher, die in letzter Minute aus Europa mitgebracht oder unter großen Entbehrungen nach Israel eingeführt werden konnten. Die aussagekräftigsten Exemplare werden nun für den Geschichtsunterricht an deutsche Schulen gesendet – in kleinen, aber kostbaren Bücherpaketen, die mit biografischen Texten über die ehemaligen Besitzer und ihre besonderen Lesegewohnheiten versehen sind.

Zwar werde Deutsch oft noch »als Tätersprache identifiziert«, sagt Simone Lenz, allerdings sei ein Wandel zu verzeichnen: »Mehr als 300 Studenten lernen jedes Jahr Deutsch am Goethe-Institut Jerusalem. Berlin interessiert und fasziniert. Selbst wer nur für ein paar Tage und nicht für ein Studiensemester dorthin fährt, will die Sprache lernen.«

MIT DEM STADTPLAN VON BERLIN IM KOPF

Für Hannah Amir war es schwer, in die Stadt ihrer Kindheit zurückzukehren. 1995 war sie das erste Mal wieder in Berlin, 62 Jahre nach ihrer Auswanderung, zusammen mit ihrer Tochter: »Ich war sehr unglücklich, fühlte mich, als ginge ich unter einer Glasglocke: Nichts kam an mich heran.« Sie erinnert sich an ein jüdisches Krankenhaus, an die Demonstration deutscher Frauen, die ihre jüdischen Männer vom Nazi-Regime zurückforderten. »Mir ging es damals sehr schlecht in Berlin«, sagt Hannah Amir, »schrecklich, dass es Menschen gab, die ausgerechnet haben, wie viele Juden man verbrennen kann.«

Den Stadtplan Berlins hat Amir noch im Kopf. Als sie 2004 noch einmal in Berlin war, war sie enttäuscht vom Ku'damm: »Der Westen ist aristokratisch verarmt, der Osten warm und sprudelig.« Die Sehnsucht nach dem alten Europa spürt sie zwar noch immer, hier in Jerusalem. »Vor dem Zweiten Weltkrieg gab es ein anderes Europa – das trage ich im Herzen«, sagt Hannah Amir. »Vollkommen zu Hause bin ich aber hier – Israel, das ist mein Heim. Ich liebe das Land und ich atme das Land. Auch wenn ich unglücklich bin mit der Politik und den Orthodoxen.«

Evelyn Runge ist Journalistin und Politologin. Sie schreibt unter anderem für die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, Cicero und Zeit Online über Kultur, Reise und Wirtschaft.

▷ WWW.GOETHE.DE/JERUSALEM

ZWISCHEN SCHULE, SMARTPHONE UND RAMADAN

LEBENSWELTEN JUNGER FRAUEN IN SÜDOSTASIEN

Von Franz Xaver Augustin

Versprechungen religiöser Fundamentalisten und moderne Pop-Kultur werben um die muslimischen Jugendlichen in Südostasien. Aber wie sehen sie sich selbst? Eine groß angelegte Umfrage des Goethe-Instituts und der Friedrich Naumann Stiftung für die Freiheit beleuchtet die Lebenswelten junger Leute in Indonesien und Malaysia.

Erste Ergebnisse der Studie zeigen: Die Geschlechterrollen sind bei weitem nicht so ungleich verteilt wie in den islamischen Gesellschaften des Nahen Ostens. Besonders die jungen Indonesierinnen sind ausgesprochen optimistisch: Neun von zehn Befragten sind sich sehr oder ziemlich sicher, dass sie in ihrem gewünschten Bereich arbeiten oder studieren werden. Sie treten sehr selbstbewusst und selbstständig auf, traditionell haben in Indonesien wie in Malaysia die Frauen auch innerhalb ihrer Familien das Sagen. Auf dem Land arbeiten sie Seite an Seite mit den Männern, bäuerliche Familienbetriebe werden gemeinsam geführt. In den Großstädten prägen moderne und modebewusste junge Frauen das Straßenbild. Wird die traditionelle islamische Kopfbedeckung (Jilbab) überhaupt getragen, so wird sie oft zum Mode-Statement – farbenfroh, sorgfältig bestickt und bewusst kombiniert.

Die befragten indonesischen Mädchen beschreiben sich selbst mehrheitlich als »energiegeladen und tatkräftig«, »durchsetzungsfähig« und »wissbegierig«. Als größte Sorgen geben sie Schule, Arbeit und drohende Armut an. Gleichzeitig offenbart sich bei den jungen Frauen ein Festhalten an religiösen Werten und Normen. 47 Prozent sehen sich zuallererst als Muslimminnen und dann als Indonesierinnen. 86 Prozent betonen, dass sie weder Tanktop noch Bikini in der Öffentlichkeit tragen würden, und über 95 Prozent beantworten die Frage, ob sie einen Mann mit einer anderen Religionszugehörigkeit heiraten würden, mit einem klaren »Nein«.

JAKARTA: Junge Indonesierinnen beschreiben sich in der Mehrheit als energiegeladen und tatkräftig

EIN ISLAMISCHER SONDERWEG

Muslimische Jugendliche in Südostasien stehen vor vielfältigen Herausforderungen. In Indonesien wachsen sie in dem Land mit der weltweit größten islamischen Gemeinschaft heran: 88 Prozent der 238 Millionen Einwohner sind Muslime. Hinzu kommen rund 16 Millionen in Malaysia, wo die Muslime 60 Prozent der Bevölkerung ausmachen. Fernab seiner Ursprungsregion haben sie den Islam mit ihren eigenen Sitten und Gebräuchen verknüpft. Unterschiedlich starke Gruppen islamischer Fundamentalisten glauben nach wie vor, dass Demokratie, individuelle Rechte und offene Märkte mit dem islamischen Wertesystem nicht zu vereinbaren seien.

Die Jugendlichen geraten dadurch in ein komplexes Spannungsverhältnis: Einerseits werden sie in zutiefst religiösen Elternhäusern groß. Viele besuchen »Pesantren«, meist sehr konservative muslimische Internate, bevor sie zum Studium in eine moderne Megastadt wie Jakarta oder Kuala Lumpur gehen. Dabei werden sie umworben von den Versprechungen und Leitbildern der Fundamentalisten, die viele Jugendorganisationen betreiben und einen noch kleinen, doch wachsenden Einfluss haben. Andererseits wachsen sie in Indonesien in einer relativ stabilen Demokratie auf. Die Gesellschaft ist geprägt von einer schnell wachsenden Wirtschaft, die einhergeht mit Leistungsdruck, Konsum und westlicher Popkultur. Die jungen Menschen haben Zugang zu einer weitgehend zensurfreien, vielfältigen und kritischen Medienlandschaft. Indonesien ist das Land mit den meisten Twitter-Nutzern Asiens, immer mehr Jugendliche sind Facebook-Mitglieder.

Im Nachbarland Malaysia stehen ökonomische Erfolge, wachsender Wohlstand und rasante technische Modernisierung noch stärker in Kontrast zu einem autoritären politischen Führungsstil und einer oft rückwärtsgewandten Staatsideologie zur Bevorzugung der muslimisch-malaiischen Mehrheit gegenüber den großen Minderheiten der Chinesen und Inder.

VORBILD SHELL-STUDIE

An der Umfrage des Goethe-Instituts und der Friedrich Naumann Stiftung für die Freiheit nahmen 2.500 Mädchen und Jungen zwischen 15 und 25 Jahren teil. Vorbild war die Shell-Studie, die seit 1953 alle vier Jahre in Deutschland gemacht wird. Erste Ergebnisse der Umfrage in Indonesien spiegeln den besagten Wertekonflikt. Die Jugendlichen sind gegen Alkohol und Drogen, Sex vor der Ehe und Homosexualität. Andererseits nennen sie als beliebteste Freizeitbeschäftigungen im Internet surfen, fernsehen, Musik hören, einkaufen und Freunde treffen. Die Angst vor dem Verlust traditioneller Werte und der kulturellen Identität hält sich die Waage mit der Sorge, keinen Job zu finden. Der Wunsch, ein besserer Muslim zu werden, wird ähnlich groß geschrieben wie das Verlangen, zu persönlichem Reichtum zu gelangen. Und trotz der evidenten Furcht vor einem Werteverfall sehen knapp 50 Prozent der Jugendlichen die voranschreitende Globalisierung positiv. Innerhalb dieses Spannungsfelds zeigen sich die jungen Muslime sowohl in Indonesien als auch in Malaysia zufrieden, optimistisch und selbstbewusst.

Die komplette Studie erscheint im Juni 2011. Junge Menschen aller Religionen sollen damit angeregt werden, ihre kulturelle und politische Umgebung sowie ihre Perspektiven und Erwartungen zu reflektieren. Auch der öffentliche Diskurs über die Bedürfnisse und die sich wandelnden Wertvorstellungen der nächsten Generation soll in Indonesien und Malaysia sowie über die Landesgrenzen hinaus gefördert werden. Die Studie soll in regelmäßigen Abständen wiederholt werden, um den rapiden Wandel der Gesellschaften anhand der Veränderungen in den Wertehaltungen ihrer jungen Mitglieder verfolgen zu können.

Franz Xaver Augustin leitet seit 2007 das Goethe-Institut in Jakarta und ist verantwortlich für die Region Südostasien, Australien und Neuseeland. Zuvor war er Leiter der Goethe-Institute in Vietnam und Berlin.

▷ WWW.GOETHE.DE/INDONESIEN

SCHÜLERINNEN EINER HIGH SCHOOL IM NORDEN JAKARTAS: Knapp 50 Prozent der Jugendlichen in Indonesien sehen die Globalisierung positiv

»BILDUNG GIBT MACHT«

EIN GESPRÄCH MIT MANAL ATAYA, GENERALDIREKTORIN VON 19 MUSEEN IM EMIRAT SHARJAH

Das Museum für Islamische Zivilisation in Sharjah

»Just a second …«. Manal Ataya räumt noch ihren Schreibtisch frei, dann ist sie bereit. Von ihrem Fenster aus sieht man die »Al Qasbah«, das neue Kultur-, Restaurant- und Freizeitareal an der Khalid-Lagune von Sharjah. Frau Atayas Erscheinung ist stattlich, eine junge Frau, traditionell gekleidet, doch mit Designerbrille und offenem Haar. Sie ist Generaldirektorin des Museumsverbundes in Sharjah, einem der sieben Scheichtümer der Vereinigten Arabischen Emirate. Der 30jährigen unterstehen damit 19 Museen, darunter ein Meeresmuseum, ein Wissenschaftsmuseum, ein Kunstmuseum, ein Museum für Islamische Zivilisation und mehrere archäologische Sammlungen. Das Goethe-Institut Golf-Region ist ein regelmäßiger Partner der Sharjah-Museen. Derzeit wird, auf Initiative des Goethe-Instituts und der Robert Bosch Stiftung, an einer langfristigen Kooperation zwischen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz und dem Museumsverbund Sharjah gearbeitet.

Christian Hallbauer: *Ihre erste museale Erinnerung …*
Manal Ataya: … war eine Dinosaurierausstellung im Naturkundemuseum in London. Ich muss damals neun gewesen sein.

Damals, Ende der Achtziger, gab es keine Museen hier in der Golf-Region?
Nein, kein einziges. Nur in den Sommerferien konnten wir mit der Familie ins Museum gehen. Meine Familie fuhr mit uns jedes Jahr nach London, manchmal auch nach Deutschland. Es war im Musée d'Orsay in Paris, wo ich zum ersten Mal eine Skulptur gesehen habe.

Und da beschlossen Sie, Museumsdirektorin zu werden?
Nein, ich malte gern. Ich interessierte mich für bildende Kunst und Kunstgeschichte. Darin habe ich meinen Abschluss gemacht, in Kunst wie in Kommunikationswissenschaften. In New York und dann in Harvard habe ich Museumskunde und Kunstgeschichte studiert. Kunst und Erziehung, das sind wohl meine beiden Lieben. Deswegen bin ich hier gelandet.

Welches wäre Ihr ideales Museum?
Das gibt es nicht. Ein Museum verändert sich ständig. Es ist eine Idee, kein Inventar. Es sollte ein Raum sein, der sich immer wieder neu erfindet und verbessert, um für sein Publikum relevant zu bleiben. Manche Museen finden ihr Publikum an einem bestimmten Ort und Zeitpunkt, und wenig später sind sie völlig irrelevant. Natürlich bewundere ich einige Museen …

Zum Beispiel?
Das Tate Modern. Das war revolutionär damals, umwerfend. Museen müssen manchmal auch Sachen zeigen, die von den meisten Leuten nicht gemocht werden. Man muss Risiken eingehen.

Sie haben Deutschland bereist. Gab es dort eine museale Erfahrung?
Sie werden lachen: Das war die »Autostadt« in Wolfsburg. Ich war sechzehn und hatte keine Ahnung, dass auch Autos eine Geschichte haben können. Faszinierend! Später natürlich die archäologischen Sammlungen in Berlin, das Islamische Museum, das neue Deutsche Historische Museum. Gerade Letzteres ist museumspädagogisch spitze. Die Art und Weise, wie komplexe historische Zusammenhänge, Ereignisse, Ideologien und Menschen präsentiert werden.

Sie haben die Turnschuhe unseres ehemaligen Außenministers sehen können?
Ja, auch damit können die Meilensteine einer Geschichte dargestellt werden.

Wäre es umgekehrt denkbar, in Ihrem Museum das typische Outfit eines der pakistanischen Leiharbeiter auszustellen, die zu zigtausenden in den Emiraten arbeiten?
Ein schwieriges Thema. Es wird Leute geben, denen das nicht gefällt und die die kulturellen Verflechtungen lieber ignorieren. Aber natürlich wäre das eine wunderbare Ausstellung. Das ist Teil unserer Geschichte. Es hat immer schon diese Kommunikation und Interaktion über den gesamten Golf gegeben. Vor 50, 100 Jahren gab es an der Golfküste ein vollkommen anderes Konzept von Territorium. Nicht das Land war maßgeblich, sondern das Wasser. Sharjah war auf das Meer hin orientiert, ihm gehörten die Gewässer bis nach Bandar-e Lengeh hinüber, auf der anderen, der iranischen Seite des Golfs. Leute bewegten sich fortwährend zwischen Sharjah, Iran und Indien und so weiter …

Das Goethe-Institut Golfregion und die Robert Bosch Stiftung haben eine Kooperation zwischen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz und Sharjah angeregt.
Inch'allah, ja. Deutschland hat ein einmaliges Angebot an her-

Workshop im Museum für Wissenschaften

Sharjah ist das drittgrößte der sieben Vereinigten Arabischen Emirate

vorragenden Sammlungen und gehört zu den Besten, was Standards und Know-how im Bereich Museum anbelangt. Außerdem gibt es schon eine Tradition der Zusammenarbeit. Seine Hoheit Scheich Sultan hat schon lange sehr gute Beziehungen zu deutschen Instituten und Universitäten. Insofern wäre es eine exzellente Fortsetzung unserer schon jetzt sehr guten Verbindungen.

Was erwarten Sie davon?
Wir wollen Wissen austauschen. Wir wollen »Best Practice« lernen, auf allen Ebenen. Und ich hoffe, dass die Berliner etwas von dem lernen können, was wir hier machen. Es wäre gut, Mitarbeiter für einige Wochen auszutauschen. So könnten sich kollegiale Beziehungen bilden.

In Abu Dhabi wird gerade mit großem Aufwand die Kultur-Insel Saadiyat gebaut. Der Louvre und das Guggenheim sollen kommen. Es ist ein Konzept, wonach man alles überallhin pflanzen kann, solange nur die Mittel vorhanden sind. So ähnlich wie die künstlich bewässerten Palmenalleen entlang der Autobahn zwischen Dubai und Abu Dhabi. Ihr Ansatz hier scheint ein komplett anderer zu sein.
Leute machen Dinge anders. Und das ist auch gut so. Wir beginnen auf einem sehr bescheidenen Niveau. Aber wir sind eine Nation aus verschiedenen Emiraten, und jedes bringt etwas anderes ein. Das ergänzt sich. Natürlich birgt jeder Neubau eines Museums das Risiko, sein Publikum nicht zu finden und keine Bedeutung für den Ort zu bekommen. Aber man muss es wagen. Ich hätte mir damals, als ich jung war, einen Ort wie Saadiyat gewünscht, um große Kunstwerke sehen zu können. Damals gab es keinerlei Galerien und keine Museen. Man musste seine Familie bitten, ins Ausland zu fahren, um etwas zu sehen. Jetzt gibt es jeden Tag eine Vernissage in Dubai. Die Nachfrage nach Kunst und Kultur aus allen Teilen der Welt wird weiter zunehmen.

Aber wie lassen sich Kunstwerke aus dem Barock oder der Renaissance in einer immer noch sehr traditionellen Umgebung wie Sharjah vermitteln? Ganz zu schweigen von zeitgenössischer Kunst. Wie werden die Besucher auf Nacktheit reagieren?
Das ist normal. Selbst in London reagiert das breite Publikum mit Unverständnis auf Cindy Sherman oder Damien Hirst beispielsweise. In den USA denken die Leute oft ebenso konservativ wie hier, wenn nicht noch mehr. Es geht nicht darum, einzelne provokative Werke zu präsentieren, sondern ein Werk in einen größeren Kontext zu stellen. Es wird immer einige geben, die das Werk beziehungsweise den Künstler lieben und andere, die es hassen. Man muss eine positive Einstellung zu dem haben, was passieren könnte. Meinungen und Haltungen ändern sich.

Viele Deutsche halten Dubai und Abu Dhabi für dieselbe Stadt. Und von einem Emirat Sharjah werden die allermeisten noch nie gehört haben. Wie kommt es, dass ausgerechnet in Sharjah nicht weniger als 19 Museen stehen?
Kein einziges wurde aus PR-Gründen gegründet. Es ist wirklich eine Passion von Scheich Sultan für Kunst und Kultur. Er ist überzeugt, dass die Menschen diese Sammlungen brauchen in ihrem täglichen Leben. Sie brauchen Zugang zu Lern- und Wissensorten – ob es um das kulturelle Erbe, die Wurzeln des Islam, die reiche Geschichte oder um Kunstwerke aus aller Welt geht. Und das nicht nur in Sharjah, sondern in den Vereinigten Arabischen Emiraten. Der Scheich ist selbst Historiker, er weiß, dass die Geschichte eines Landes seine Zukunft bestimmt.

Er hat 1985 einen PhD mit einer Studie über Piraterie im Golf gemacht, »The Myth of Arab Piracy in the Gulf«.
Er hat über die britische Besatzung von Aden geschrieben, er hat Theaterstücke geschrieben, er sammelt alte Karten der Region. Und er hat das einzige Forschungszentrum für Golf-Studien in Sharjah eingerichtet. Nichts ist ihm so wichtig wie

»Ein Museeum verändert sich ständig. Es ist eine Idee, kein Inventar. Es sollte ein Raum sein, der sich immer wieder neu erfindet und verbessert, um für sein Publikum relevant zu bleiben.«
Manal Ataya

Bildung. Er will die besten Universitäten hier haben, finanziert Programme zum Studium der arabischen und islamischen Geschichte in Japan, Großbritannien, Deutschland.

Warum hat er Sie, eine junge Frau von 30 Jahren, auf den Posten der Generaldirektorin für Museen gesetzt?
Ich kann nur sagen, ich hatte großes, großes Glück. Es ist eine enorme Verantwortung und ein ebenso großes Zeichen von Vertrauen. Ich fühle mich geehrt und spüre eine große Verpflichtung gegenüber meinem Heimatland. Mit diesen Gefüh-

Im Sharjah Heritage Museum

len wache ich jeden Tag auf. Scheich Sultan ist überzeugt, dass Bildung der Schlüssel zu allem ist.

Und da sind Sie natürlich ein gutes Beispiel.
Mein Vater sagte mir immer: Man kann einem Menschen alles wegnehmen, sein Haus, sein Geld, sein Land. Aber nicht seine Bildung. Für ihn war es nicht einfach, zu sehen, wie schnell sich seine Welt veränderte. In den Vereinigten Arabischen Emiraten verschwand die Fisch- und Perlenindustrie durch die Entdeckung von Öl und die nachfolgende schnelle Entwicklung innerhalb sehr kurzer Zeit. Deshalb ist es wichtig, sich zu überlegen, was man aus der Vergangenheit bewahren will; alles kann sich von einem Augenblick auf den nächsten verändern. Man hat nur seine Werte, seine Moral und seinen Verstand.

Wie steht Ihre Familie zu Ihrer Karriere?
Gerade eine Frau muss unabhängig sein können. Das hat mir mein Vater immer gepredigt. Eine gute Ausbildung kann dich überall hin bringen, wohin du im Leben gehen möchtest. Ich kann nur sagen: Er hatte vollkommen recht. Schauen Sie sich Ägypten an. Was dort passiert ist, war nur durch die Bildung der jungen Generation möglich. Die findet sich nicht mit dem Bestehenden ab und hält den Mund. Gute Bildung gibt einem die Macht, überkommenes Denken herauszufordern und sich von neuen Ideen inspirieren zu lassen.

Wer in eines der Museen in Sharjah kommt, hat das Gefühl, eine andere Welt zu betreten, eine Welt der Frauen. Auf den Straßen Sharjahs sind nur Männer zu sehen, hier in Ihrem Büro sehe ich nur den Boy, der den Tee brachte.
Wir haben 530 Mitarbeiter, davon sind 279 Frauen. Das ist knapp mehr als die Hälfte. Aber auf leitenden Posten habe ich ausschließlich Frauen sitzen. Eine Chefin der Sammlungen, eine Chefin der Finanzen, eine Verwaltungschefin etc. Das ist schon sehr gut.

»Wir haben 530 Mitarbeiter, davon sind 279 Frauen. Das ist knapp mehr als die Hälfte. Aber auf leitenden Posten habe ich ausschließlich Frauen sitzen.«

Ziemlich ungewöhnlich, oder?
Es gibt dieses Bild, dass Frauen im Mittleren Osten keine hohen Positionen innehaben. Aber die Vereinigten Arabischen Emirate stehen da noch am besten da. Seit einigen Jahren hat sich hier wirklich etwas getan. Es gibt jetzt genug hochqualifizierte Frauen für die Positionen. Es geht nicht mehr darum, ob ein Mann oder eine Frau einen Job bekommen soll, sondern wer ihn am besten machen kann. Ich habe mein Geschlecht auf diesem Posten nie als Handicap gesehen. Mein bescheidenes Alter war da schon eher ein Thema.

Sie sind jetzt seit zwei Jahren Generaldirektorin der Sharjah-Museen. Vorher waren sie Stellvertreterin. Auf was in Ihrer Amtszeit sind Sie besonders stolz?
Auf keine besondere Ausstellung, wenn Sie das meinen. Nein, ich bin stolz darauf, dass die Frauen hier nicht mehr sagen: »Oh, ich weiß nicht, wie ich das machen soll« oder »Das kann ich nicht«. Sie hatten Angst, irgendetwas zu tun und kein Selbstvertrauen. Innerhalb von zwei Jahren sind sie zu starken Frauen geworden, viele von ihnen sind zu Managerinnen aufgestiegen. Sie sehen jetzt ihr Potenzial und ihre Fähigkeiten. Das ist der größte Erfolg.

▷ WWW.GOETHE.DE/GOLFREGION

SIE SAH DIE SCHÖNHEIT UND SIE SAH DEN ZWEIFEL

DIE FOTOGRAFIN SIBYLLE BERGEMANN

Von Jutta Voigt

Mit ihren Modeaufnahmen, Porträts und Bildern des Ostberliner Alltags schrieb Sibylle Bergemann Fotogeschichte. Das Goethe-Institut zeigt das Werk der im vergangenen Herbst verstorbenen Künstlerin in Ausstellungen, die von Mailand bis Moskau ein begeistertes Publikum finden.

In jedem Bergemann-Bild steckt ein Rätsel. Eine Ungewissheit, etwas Unerklärbares. Die Fotografin bevorzugte Tarnfarben. Pullover, Jacke, Ohrringe, Auto, alles olivgrün oder erdbraun – man muss untertauchen können. Unsichtbar sein, um besser sehen zu können. Mag die Wirklichkeit ihre Wunder noch so sehr verbergen, Sibylle Bergemann entdeckte sie, aber sie pries sie nicht an. Das Geheimnis als Zuflucht, so bleibt Hoffnung, die Poesie ist keine Verräterin. Die Fotografin hütete das Geheimnis, das der Dinge, das der Menschen und das eigene; es schützt vor Entblößung und bewahrt die Intuition vor Irrtümern.

Bergemann-Fotos sind heute schon Legenden. Die missmutigen Mädchen am Strandkorb, der wütende Hund von Kazan, die schwarz umtoste Seebrücke in Sellin, die behinderten Schauspieler des Theaters RambaZamba. Das Bildnis von der Nescafé-Bude in einem verlorenen Vorort von Dakar im Senegal ist neulich für 3.000 Euro im Auktionhaus Villa Grisebach versteigert worden. Sie hat die am Lastkran schwebenden Marx-Engels-Statuen über dem Berliner Zentrum fotografiert, halbiert und gefesselt, entmystifiziert schon bei ihrer Inauguration in der zerfallenden DDR – die Bilder hängen im Museum of Modern Art in New York. Bei der großen Bergemann-Ausstellung 2006 in der Akademie der Künste hatte sie bis in den Abend zu tun gehabt mit ihren Fotos. Dann fuhr sie nach Hause, umziehen und duschen. Sie kam zurück und sagte: Hier muss noch irgendeine andere Veranstaltung sein. Sie kam nicht darauf, dass die Massen von Menschen, die in die Akademie strömten, dass die alle zu ihr gekommen waren, man spricht von 2.000.

LAUTES LACHEN – NEIN!

Die Fotografin war von zierlicher Gestalt, ihre Haut von milchigem Weiß mit gelegentlichen Sommersprossen, das dunkelblonde Haar dünn. Ihr schmales Gesicht wurde beherrscht von auffallend hellen Augen und einem elegischen Jeanne-Moreau-Mund. Sie ist schüchtern gewesen, still und bestimmt, ein eigensinniger Pakt von Empfindsamkeit und Energie war da geschlossen worden. Dass sie über einen robusten Humor verfügte und albern sein konnte, wussten nur Eingeweihte. Ich habe sie nie lauthals lachen sehen, vermutlich empfand sie das als Stilbruch. Lächeln, das schon, ein Auflachen im Verborgenen, ein kurzes Kichern über eine absurde Situation, lautes Lachen aber – nein. Möglicherweise hatte sie die Abneigung gegen die Bitte-recht-freundlich-Fotografie verinnerlicht oder die gegen den angeordneten Optimismus der DDR-Presse, wo Lachen Einverständnis mit den Verhältnissen vortäuschen sollte. So wie heute die aufgerissenen Münder der Werbebranche die Angst vor dem Konsumieren weglachen sollen. Es gibt kaum ein Bergemann-Foto, auf dem gelacht wird, alles Laute ist Lüge.

Ich habe sie niemals eine intime Geschichte über sich erzählen hören, und wir kannten uns lange. Ich habe sie überhaupt selten als Erzählerin erlebt. Schreiben kann ich nicht, reden kann ich nicht, aber vielleicht sehen, hat sie mal gesagt. Sie sah mit allen Sinnen, sie fotografierte mit allen Sinnen. Und weil sie der Intuition vertrauen wollte, beherrschte sie das Handwerk so perfekt, dass sie es vergessen konnte.

WAS SIE WOLLTE, KRIEGTE SIE

Angefangen hatte es mit einer Doppelliebe. Sibylle Bergemann saß als Sekretärin im Büro vom »Magazin« und wusste: Sekretärin kann ich nicht bleiben, ich muss was Eigenes machen. Ihr erstes Foto entstand mit einer einäugigen 6x6-Spiegelreflex-Kamera, da war sie 24. Eines Tages betrat ein Mann in einem olivgrünen Parka die Redaktion, ein Erzähler von Format, einer mit Witz und dem unbedingten Willen, der vorherrschenden Schnappschuss-Knipserei das Bewusste, das Direkte entgegenzusetzen. Er war 15 Jahre älter als sie, als Fotograf ein Geheimtipp, als Lehrer ein Unikat. Arno Fischer lehrte an der Kunsthochschule Weißensee. Der musste es sein, der oder keiner: Ich wollte Arno, und ich wollte fotografieren. Was die Bergemann wollte, kriegte sie. Sie wurde seine Schülerin, seine Geliebte, seine Konkurrentin.

Die weitläufige Wohnung von Arno Fischer und Sibylle Bergemann am Schiffbauerdamm 12 wurde zum magischen Ort, zum aufbruchtrunkenen Salon einer Ostberliner Bohème, für die die Fotografie das Medium war, in dem sich Hoffnung und Elend der Gesellschaft spiegelten. Nächtelang wurden bei Nordhäuser Doppelkorn und mit Käse überbackenen Hackepeter-Brötchen Fotos herumgereicht und bewertet. Die Fotografie stand für das Ganze. Es ging um die Vision von den Bildern des Landes, in dem wir lebten, und es ging auch um die Sehnsuchtsbilder aus der unerreichbaren Ferne, aus Amerika, Indien, Paris. Jedes Foto wurde strenger Kritik unterzogen, begeistert gelobt oder penibel auf Fehler untersucht. Ein Foto war nicht nur ein Foto, ein Foto war eine Weltanschauung. Fotografie war Aufgabe, nicht Geschäft. Liebe und Fotografie und das brennende Interesse für Fotografen wie Dorothea Lang, Robert Frank, Henri Cartier-Bresson und all die anderen Großen.

Fischer sammelte alte Kameras und Daguerrotypien, Bergemann Modepuppenköpfe und antike Blechbüchsen. Beide sammelten sie Hunde aus Seife und solche aus Fleisch und Blut. Und Papageien, die die amerikanische Nationalhymne pfeifen

»LILLY«: Die Ausstellung »Deutschlandbilder« mit Arbeiten von Sibylle Bergemann und sechs ihrer Ostkreuz-Kollgen reist seit 2005 mit dem Goethe-Institut um die Welt

»OLHARES CRUZADOS« 2001/2002 lud das Goethe-Institut Sibylle Bergemann nach São Paulo und den brasilianischen Fotografen Cristiano Mascaro nach Berlin ein. Die Ausstellung war bisher u.a. in Köln, Barcelona und Lissabon zu sehen

konnten. Vor allem aber verband sie eins: die Obsession, die DDR-Fotografie rauszuholen aus dem Tal des Kunstgewerbes und der dekorativen Oberflächlichkeit. Ihre Modefotos, die seit Anfang der Sechzigerjahre in der »Sibylle« veröffentlicht wurden, waren keine Püppchenbilder, sondern Porträts selbstbewusster Frauen in realer Umgebung, der Glamour bestand in einem Signal, das verstanden wurde: Sehnsucht nach Individualität. Die Berlin-Bilder atmeten Echtheit. Weitab vom Offiziösen, am Rand, nicht in der Mitte, entdeckten sie die Lebenszeichen.

Sibylle Bergemann hat schnell gelernt. Ebenso schnell fotografierte sie anders und anderes als ihr Lehrer. Wirklichkeit ohne Traum wäre Weltende. Sie sah die Schönheit und sie sah den Zweifel, sie suchte den Traum hinter der Realität. Die Fotografin trug die Kamera immer bei sich, es konnte ihr was begegnen, das fotografiert werden musste, gefallene Engel zum Beispiel. Wenn sie den Fotoapparat vergessen hatte, ging sie zurück nach Hause und holte ihn.

WICHTIG WAR, EINE ÄSTHETIK DURCHZUSETZEN

Wir hatten einen gemeinsamen Start. Ich war Redakteurin beim »Sonntag« und konnte dort die ersten Fotos von Sibylle

Bergemann drucken. Die allerersten waren Bilder von Fenstern, hinter denen sich sehr verschiedenes Leben vermuten ließ, einzigartiges, unverwechselbares; es waren die Details, die das Wesentliche ausdrückten. Die Fotos lagen bei mir in der Schublade, nicht in der Bildredaktion, ohne Ankaufshonorar. Geld war kein Motiv, wichtig war, eine Sicht durchzusetzen, eine Ästhetik.

Einmal fuhren wir nach Grevesmühlen zu einem alten Mann, der Depeschenreiter bei der Roten Armee gewesen war. Aus Gründen der Vertrauensbildung übernachteten wir auf dem achtzig Zentimeter breiten Wohnzimmersofa, beide. Am Abend vorher waren wir der Einladung des Depeschenreiters zum Abendbrot gefolgt. Es gab Brühwürste, die in einer grauen Terrine mit Fettaugen schwammen. Wir mussten essen, wir mussten, sonst wäre das Vertrauen in Gefahr gewesen. Ich konnte nicht, Sibylle Bergemann schluckte tapfer die fetten Würste. Es hatte sich gelohnt, am nächsten Morgen entstand das Foto: der Depeschenreiter mit allen seinen Orden in seinem herbstkahlen Kleingarten, berührend unheldisch. Wir stiegen in Bergemanns Wartburg-Kombi. Vorn rot, hinten grün, die Türklinken fehlten, die Scheibenwischer lahmten, die Rücksitze waren mit Bergen von Fotokisten, Hundefutter und Kram belegt. Der Depeschenreiter ging interessiert um das Fahrzeug herum, fühlte sich wohl an revolutionäre Zeiten erinnert und fragte grinsend: »Habt ihr da Handgranaten drinne?«

FARBENRAUSCH

Ob sich nach der Wende ihre Haltung zur Fotografie verändert habe, wurde sie öfter gefragt. Warum sollte ich, ich fotografiere wie immer, hatte Sibylle Bergemann geantwortet. Der belletristische Blick war geblieben, die Suche nach dem Poetischen am Rand, nicht in der Mitte. Eins allerdings war anders geworden. Sie wechselte von Schwarzweiß zu Farbe. Das wurde gefordert von den Magazinen, für die sie nun arbeitete. Farbe ist unrealistisch, grell und gewöhnlich, Farbe ist Operette – davon war die Fotografin ein halbes Leben lang überzeugt gewesen. Sie reagierte auf ihre Weise, sie machte die Farbe zur Komplizin ihrer Sicht. Trieb ihr das Grelle, Laute, Strahlende aus, machte sie weich, fließend, »grau«. Auf den Afrika-Bildern scheint ein Schleier aus Staub die Szenerien zu verhüllen und gleichzeitig zu entdecken. Nichts Buntes und doch ein Farbenrausch.

In ihren letzten Jahren flog sie hauptsächlich für GEO durch die Welt. Indien, Thailand, Afrika, Arabien, Portugal. Die Redakteurin Johanna Wieland hat ihre Zusammenarbeit mit Sibylle Bergemann im Senegal so beschrieben: »Sibylle verabschiedete sich morgens mit dem Satz: ›Ich geh dann mal‹, und verschwand, keiner wusste wohin; ich vermute, nicht mal sie selbst. Dakar ist keine ungefährliche Stadt. Koyo, unsere Dolmetscherin, sorgte sich: ›Madame, wo bist du gewesen?‹, schnarrte sie, wenn Sibylle abends wieder auftauchte, dreckig, verschwitzt. Ich derweil hatte das Nachfragen aufgegeben.« Diese Fotografin war nicht gewillt, das, was sie sah, in Worte zu fassen. Vielleicht, weil sie Angst hatte, die Bilder, die sie erahnte, aber noch nicht hatte, zu vertreiben, wenn sie sie mit Worten festsetzte. Was war denn am Strand, frage ich. »Ein Kiosk«, sagt sie. »Stand Nescafé dran. Interessant, irgendwie.« Wir kennen das Foto, das an jenem Tag entstand – die Nescafé-Bude im Sand eines verlorenen Vororts von Dakar im Senegal. Absurdität und Komik einer fernen und zugleich verrückt vertrauten Szenerie. Was als Modefoto gedacht war, wurde unter Bergemanns Blick zu einer rot glühenden Ikone der globalisierten Welt.

BIS ZULETZT PROBIERTE SIE NEUES

Nach ihrer ersten Krebsoperation vor sechs Jahren hatte Sibylle Bergemann sich einen Toyota Yaris Verso gekauft, ein schönes, grünes, kompaktes Auto, ungewöhnlich hoch und fast vier Meter lang, mit viel Laderaum für Hunde und Fotokisten. »Manche denken vielleicht, warum kauft die sich noch ein neues Auto, wo sie doch Krebs hat«, bemerkte Sibylle und gab Gas. Auch dieser Autokauf war eine Aufsässigkeit. Eine Aufsässigkeit wie die gegen konventionelle Sichtweisen in der Fotografie, wie die Aufsässigkeit gegen die Reisebeschränkungen der DDR, wie die Aufsässigkeit gegen das Sich-Ergeben in das Schicksal Krankheit.

Sie hat in diesen sechs Jahren gearbeitet als sei nichts. Sie fotografierte bis zuletzt. Bis zuletzt probierte sie Neues. Anstatt in dieser schweren Zeit einen Persönlichkeitsverlust zu erleiden, schien sie unter der Last noch stärker zu werden. Sie hat am Leben festgehalten, an diesem aufregenden Leben, das täglich neue Bilder bereithielt: »Wenn ich in der Dunkelkammer stand, und es war was Vernünftiges rausgekommen beim Fotografieren, dann war plötzlich alles wieder gut. Als ob ich gar nicht krank wäre.«

Am 1. November vergangenen Jahres hatten sich die Wunder im Kampf um ihr Leben erschöpft. Das Wunder, das bleibt, sind ihre Bilder. In jedem Foto ist sie, Sibylle Bergemann ganz und gar.

Jutta Voigt arbeitete als Redakteurin, Filmkritikerin, Kolumnistin und Reporterin unter anderem bei den Wochenzeitungen Sonntag, Wochenpost und ZEIT. Sie ist Mitglied des PEN-Club und wurde 2000 mit dem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet.

»FRAUEN AUF DIE FÜHRUNGSEBENE!«

WIE STEHT ES UM DIE GLEICHSTELLUNG IM GOETHE-INSTITUT?

»MIRANDA«: Das Fotoprojekt von Susanne Niemann zeigt Mitarbeiterinnen des Goethe-Instituts mit ihren Lieblingsbrillen: Sabine Walz, Mathilde Weh, Despina Kobothanassi,

Cherchez la Femme im Goethe-Institut: »Für das Analytische stehen die Männer«, sagt die Gleichstellungsbeauftragte Susanne Niemann.

Edith Kresta: *Frau Niemann, Sie haben keinen leichten Job – die Spitze des Goethe-Instituts ist männlich. Wie kommt es, dass ein so intellektueller, diskursiver Arbeitsbereich immer noch ohne Frauen an der Spitze auskommt?*
Susanne Niemann: Ich bin seit vier Jahren auch im Vorstand der Münchner Gleichstellungsbeauftragten und habe daher einen sehr guten Einblick in die Personalsituation von Behörden und Institutionen. Im Vergleich steht das Goethe-Institut mit einem Frauenanteil von 65 Prozent gar nicht so schlecht da.

Aber der absolute Frauenanteil hat ja nichts mit der Verteilung von Macht zu tun.
Was die Spitze betrifft, so haben Sie sicherlich recht. Aber zumindest auf der dritten Führungsebene kommen schon an die 50 Prozent Frauen.

Können Sie dazu Zahlen nennen?
Die erste Führungsebene, der Vorstand des Goethe-Instituts, ist mit zwei Männern besetzt. Auf der zweiten Führungsebene, den sieben Abteilungsleitungen in der Zentrale in München arbeiten drei Frauen. Das waren früher auch schon mal vier. Dann ist die Goethe-Welt in 13 Regionen und Kulturräume aufgeteilt. Und in diesem Bereich, der auch zur zweiten Führungsebene gehört, haben wir mit neun Männern und vier Frauen in der Tat ein Missverhältnis. Aber insgesamt kommen wir auch auf der zweiten Führungsebene auf 30 Prozent Frauen. Davon können andere Gleichstellungsbeauftragte nur träumen.

Verena Kling, Eva Schrot und Sabine Walz-Jaeger

Aber in den Geisteswissenschaften, aus denen das Goethe-Institut seine Mitarbeiter rekrutiert, sind doch Frauen sehr dominant. Da sind 30 Prozent wiederum nicht viel.
Genau diese Frage interessiert mich unter dem Gender-Aspekt. Nehmen wir als Beispiel die letzte Trainee-Auswahl vor ein paar Jahren. Von den knapp zehn ausgewählten Trainees wurden sehr zeitnah mehrere männliche Kollegen gleich Institutsleiter, ihre weiblichen Kolleginnen – trotz ebenfalls geisteswissenschaftlichen Studiums – Leiterinnen von Sprachabteilungen an den Instituten. Das befremdet und wirft Fragen auf. Oder ein anderer Aspekt: Wir haben an den Instituten weltweit 97 Frauen und 39 Männer, die eine Sprachabteilung leiten. Aber auf der Ebene »Leitung Spracharbeit mit Regionalauftrag«, der zweiten Führungsebene, gibt es nur fünf weibliche Kollegen und zehn männliche. Frauen werden Leiterin der Sprachabteilung, Männer Institutsleiter, auch wenn wir in den 121 Goethe-Instituten weltweit inzwischen 57 Institutsleiterinnen haben.

Frauen dominieren die Spracharbeit, Männer die Kulturprogramme?
Ja, überall, wo es in die Philosophie, in die Musikwissenschaft, die bildende Kunst oder Literatur geht, sind die Männer vorn.

Also im analytischen Bereich …
Richtig. Im Vernunft- und Geistbereich. Die Abteilung Künste und Information, die Bereiche Musik, bildende Kunst, Film, Wissenschaft und Zeitgeschehen, Theater und Literatur – sie alle werden von Männern geleitet.

Haben Sie eine Erklärung dafür?
Es scheint Frauen schwerer zu fallen, überzeugend generelle Fragestellungen zu entwickeln. Da fehlt so ein Stück weit dieser Macherinnenkick.

Macherinnenkick – was meinen Sie damit?
Machen hat ja auch etwas damit zu tun, sich die Macht zu nehmen. Vor drei Jahren habe ich zu einem Seminar »Frauen an die Macht« eingeladen. Es zeigte sich jedoch, dass die Frauen gar nicht über Macht diskutieren wollten. Sie sprachen lieber über Konflikte, Konfliktbewältigung, Konfliktmanagement. Mit Macht wollten sie nichts zu tun haben.

Sind Frauen feige?
Nein, aber sie scheuen sich davor, sichtbar zu sein, sie scheuen das Risiko, angegriffen zu werden, auch die Gefahr der Niederlage. Wenn man evolutionär ausholt, ist es sicherlich so, dass wir Frauen uns nicht gern dem Kampf der Konkurrenz stellen. Ich coache auch Frauen und versuche Kolleginnen, die Referentinnen sind, also Stellvertreterinnen der Bereichsleitungen zum Beispiel auf die Führungsebene zu bringen. Mein Credo ist: Ihr müsst euch trauen, in den Wettkampf zu gehen. Ihr müsst euch dem Konkurrenzkampf stellen.

Und haben Sie Erfolg damit?
Auf der Fahrt hierher habe ich den Bericht einer Kollegin aus dem Jahr 2000 gelesen. Unter dem Titel »Cherchez la Femme« berichtet sie, dass es bis 1980 im Goethe-Institut weltweit keine einzige Institutsleiterin gab. Jetzt werden 57 von 121 Instituten von Frauen geleitet! Damals gab es auch ein Rundschreiben, in dem Empfehlungen für die Kleidung der Mitarbeiterinnen gegeben wurden: kein kurzer Rock, keine Hose, gewünscht waren adrett gekleidete Sprachdozentinnen. Das war damals das Bild der Frau am Institut. Und seither ist doch astronomisch viel passiert!

Gabriele Samwald, Livia Buchner, Gabriele Kreuter-Lenz, Shoshana Liessmann, Gabriele Anna Kaczmarek und Edelgard Stadler

Sie sagen, Frauen scheuen sich davor, sichtbarer zu werden. Sehen Sie auch strukturelle Hindernisse für den Aufstieg?
Ich denke, es gibt zwei Gründe, die den Aufstieg der Frauen behindern: Der eine ist, dass die Frauen zu bescheiden sind, sich nicht genug zutrauen. Das sehe ich immer wieder in Bewerbungsgesprächen. Frauen pflegen einen Kommunikationsstil, der leicht die Schlussfolgerung zulässt: Die will diesen Job eigentlich gar nicht, die hat zu viele Bedenken. Frauen müssen sich mehr trauen, damit ihnen andere auch etwas zutrauen. Und auf der anderen Seite erlebe ich, dass der Vorstand und die Bereichsleiter in häufig fahrlässiger Weise Frauen nicht wahrnehmen. Sie schauen vor allem auf die Männer und bekommen gar nicht mit, wenn Frauen anklopfen.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die in der Rotationslaufbahn sind, werden im Allgemeinen alle fünf bis sechs Jahre an ein anderes Goethe-Institut versetzt. Das ist für viele Paare und Familien oft sehr schwierig. Wie gehen Ihre Kolleginnen damit um?
Über diese Frage habe ich häufig mit meiner Kollegin Almuth Meyer-Zollitsch gesprochen, die bis vor einem Jahr für den Bereich Personalplanung und -betreuung verantwortlich war. Junge Frauen sind in der Regel kompromissloser als ihre älteren männlichen Kollegen dazu bereit, die Reißleine zu ziehen, wenn sie meinen, eine Partnerschaft hält der Rotationsbelastung nicht mehr stand. Diese Frauen, aber zunehmend auch Männer, stellen die Beziehung klar vor die eigenen Karriereambitionen. Sie bitten um Rückversetzung nach Deutschland oder um eine Auszeit oder, wenn ihr Partner seinerseits auf berufliche Mobilität angewiesen ist, steigen sie sogar bei Goethe wieder aus, um ihren Partner zu begleiten.

Worauf sind Sie besonders stolz?
Ich habe das Goethe-Institut in der Genderfrage nach vorne gebracht. Und ich habe es geschafft, dass im Beurteilungsverfahren das eigenständige Kriterium Gender eingeführt wurde. Wir fragen nach Fachkompetenz, Führungskompetenz, interkultureller Kompetenz und jetzt auch, ob es jemand versteht, mit Geschlechterfragen sensibel umzugehen. Was ich schön finde, ist, dass auch Männer kommen und sich von mir beraten lassen. Ich verstehe mich als Gleichstellungsbeauftragte für Frauen und Männer, auch wenn Frauen in der Berufswelt noch nicht die gleichen Chancen haben. Außerdem mache ich seit drei Jahren am Goethe-Institut im Rahmen des Führungskräftetrainings dreistündige Gendertrainings. Wenn ich das erzähle, schauen mich die Gleichstellungsbeauftragten anderer Behörden und Institute mit großen Augen an.

Wie kommen diese Trainings an?
Im Allgemeinen gut, aber es gab auch Seminare, in denen altgediente Institutsleiter dasaßen und sich süffisant erkundigten, was ihnen die Niemann da eigentlich über »Tschender« erzählt. Irritierende Erfahrungen habe ich bisher aber eher mit den älteren Kollegen gemacht. Wenn ich in einem Seminar drei Stunden lang ignoriert werde und meine Arbeit dann mit einer sechs bewertet wird – das muss man schon aushalten können.

Und wie halten Sie das aus?
Es hat mich eher amüsiert als verärgert. Die jüngeren Kollegen sind viel aufgeschlossener.

Was ist Ihr Schwerpunkt für dieses Jahr?
Letztes Jahr war der Schwerpunkt Familie und das Audit »Beruf und Familie«, um das Goethe-Institut familienfreund-

licher zu gestalten. In diesem Jahr ist für mich das wichtigste Thema Frauen in Führungspositionen.

Sind Sie für die Quotierung?
Ich denke, dass eine temporäre Quotierung, die man auf drei Jahre begrenzt, ausprobiert werden sollte. Ich bin dafür, dass man in bestimmten Bereichen aufgrund der Unterrepräsentanz von Frauen die Quote versucht. Die Stimmung im Hause ist allerdings eher gegen die Quote. Vor allem die Frauen wollen keine Quotenfrauen sein.

Was ist Ihr Hauptziel?
Dass im übernächsten Vorstand eine Frau ist.

Susanne Niemann ist studierte Politologin (Schwerpunkt Philosophie) und Bildende Künstlerin (Performance und Fotografie) und seit 2006 Gleichstellungsbeauftragte des Goethe-Instituts.

Edith Kresta studierte Geschichte, Politik und Germanistik und ist Ressortleiterin der taz, wo sie für den Bereich Reise und Interkulturelles verantwortlich ist.

FRAUEN IM GOETHE-INSTITUT: ZAHLEN UND FAKTEN

Insgesamt arbeiten im Goethe-Institut 2.871 fest angestellte Mitarbeiter, 66% davon sind Frauen und 34% Männer.

78% der befristet angestellten Mitarbeiter sind Frauen.

80% aller Teilzeitkräfte sind weiblich.

Nur 28% aller hoch bezahlten Stellen (Eingruppierung nach 1A oder höher) in der Zentrale des Goethe-Instituts sind mit Frauen besetzt, im Ausland sind es 40%.

91% der Beschäftigten mit einer niedrigen Eingruppierung nach 6B bis 10 sind Frauen.

70% aller Regionalleiter (zweite Führungsebene) sind Männer.

Die Leitung der Spracharbeit (dritte Führungsebene) liegt zu 71% bei Frauen.

Im vergangenen Jahr bewarben sich über das Internetportal des Goethe-Instituts 1.812 Frauen und 441 Männer für ein »Goethe-Volontariat«.

77% aller Volontariate in der Zentrale des Goethe-Instituts und 100% der Volontariate an den Goethe-Instituten im Ausland sind mit Frauen besetzt.

Stand: 31. Dezember 2010

NEW YORK

LUDLOW 38

seit Februar

Information Stephan Wackwitz
Goethe-Institut New York
Tel. +1 212 439 8700
director@newyork.goethe.org
▷ WWW.GOETHE.DE/NEWYORK

Am 24. Februar eröffnete der Kurator Tobi Maier in New York die Ausstellung »Waldemar Cordeiro & Franz Mon« im Kunst- und Galerieraum »Ludlow 38« des Goethe-Instituts. Es ist die erste Präsentation, die aus der zunächst bis 2013 geplanten Kuratorenresidenz von BMW MINI und Goethe-Institut hervorgeht. Sie eröffnet jedes Jahr einem Kurator aus Deutschland die Möglichkeit, in der New Yorker Lower East Side zwölf Monate lang ein Ausstellungsprogramm zu realisieren. Der Gastkurator wird zudem in die Arbeit des New Yorker Goethe-Instituts einbezogen.

»Die ›MINI/Goethe-Institut Kuratorenresidenz Ludlow 38‹ bietet deutschen Kuratoren in der frühen Phase ihrer Karriere eine einmalige internationale Gelegenheit«, so Stephan Wackwitz, Programmdirektor des Goethe-Instituts New York. Mit dem Residenzprogramm setzen MINI und das Goethe-Institut ihre erfolgreiche Kooperation fort. Gemeinsam hatten sie 2008 den Raum für zeitgenössische Kunst in der Lower East Side erschlossen, für dessen Ausstellungen zuletzt das Künstlerhaus Stuttgart verantwortlich war.

Tobi Maier, der zuvor für den Frankfurter Kunstverein tätig war und an der Manifesta 7 in Rovereto/Italien mitgewirkt hat, eröffnet den Galerieraum mit einem neuen Innendesign von Martin Beck und Ken Saylor. Mit Franz Mon und Waldemar Cordeiro sind Werke von zwei Pionieren der »konkreten Kunst« zu sehen.

Das Goethe-Institut bietet eine Vielzahl von Künstlerresidenzen in aller Welt, die sich an unterschiedliche Zielgruppen richten und Künstlern und Kulturschaffenden die Möglichkeit bieten, mit einem Stipendium für einige Zeit im Ausland zu leben und zu arbeiten. Sie fördern den interkulturellen Dialog und leisten einen wichtigen Beitrag zur Vernetzung der internationalen Kulturszenen.

AUSTRALIEN

AUDI FESTIVAL OF GERMAN FILMS

6. April bis 18. April

Information Klaus Krischok
Goethe-Institut Australien
Tel. +61 2 8356 8300
klaus.krischok@sydney.goethe.org
▷ WWW.GOETHE.DE/AUSTRALIEN

Mit mehr als 26.000 Zuschauern erreichte das »Festival of German Films« 2010 in Australien eine Rekordbesucherzahl. 2011 feiert das vom Goethe-Institut Australien und »German Films« veranstaltete Festival »Down Under« seinen 10. Geburtstag und will mit seinem Programm an den Erfolg des vergangenen Jahres anknüpfen: in Sydney, Brisbane, Melbourne, Perth und Adelaide. In der Sektion »GERMAN CURRENTS« stehen Kinofilme der vergangenen zwei Jahre auf dem Programm – unter anderen »Goethe!« und »Vincent will Meer«. »RETRO 2001–2011« zeigt die zehn beliebtesten Filme in der Geschichte des Festivals und einige cineastische Kostbarkeiten, die bisher noch nie in Australien zu sehen waren, darunter Oskar Roehlers »Die Unberührbare«. Dokumentationen radikaler Lebensentwürfe gibt es in der Reihe »RADICAL DOCS« zu sehen, die in Kooperation mit ZDF/ARTE realisiert wurde. Während »The Radical Gardener« von Hermann Vaske den Idealen von Künstlern wie Andy Warhol, Malcolm McLaren und Meinhard Neese nachgeht, folgt Zoran Solomuns »Super Art Market« dem hektischen Leben der Kunstszenen in Berlin, New York und London. Während »Children of The Commune« von Juliane Großheim dem alternativen Leben in einer österreichischen Kommune nachspürt, gewährt »On the Safe Side« von Corinna Wichmann und Lukas Schmidt Einblicke in den Alltag der »Gated Communities« in den Großstädten Amerikas, Afrikas und Asiens.

Den Abschluss des Festivals bildet Wim Wenders' 3D-Tanzdokumentation PINA. Die Hommage an Pina Bausch feiert in Anwesenheit des Regisseurs am 17. April im Sydney Opera House Premiere für die südliche Hemisphäre.

Das Audi Festival of German Films wird organisiert vom Goethe-Institut Australien und German Films und unterstützt durch AUDI Australia, Lufthansa, Schwarzkopf, Fresenius Medial Care, Bayer Health Care, DB Schenker u. a.

MOSKAU / LISSABON

MIT DEM ZUG QUER DURCH EUROPA – EIN ITALIENER, EIN DEUTSCHER, NEUN LÄNDER, ELF STÄDTE

29. April bis 14. Mai

Information Susanne Höhn
Goethe-Institut Italien
Tel. +39 684 400 51
dirgen@rom.goethe.org

▷ WWW.GOETHE.DE/VABENE

Beppe Severgnini, italienischer Starkolumnist des Corriere della Sera, und der ZEIT-Redakteur Mark Spörrle trauen sich noch einmal. Nach ihrer ersten gemeinsamen Fahrt von Berlin nach Palermo 2010 gehen sie vom 29. April bis 14. Mai 2011 auf große Europareise. Begleitet von einer Dolmetscherin und einem Kameramann durchqueren sie elf Städte in neun Ländern auf dem Weg von Moskau nach Lissabon. Wem werden sie in Moskau begegnen? Welche Geschichten werden sie aus Polen, Tschechien oder Frankreich erzählen? Europa – einmal durch die deutsche, einmal durch die italienische Brille gesehen!

Die Journalisten möchten gemeinsam mit dem Goethe-Institut herausfinden, welches Bild Deutsche und Italiener von anderen europäischen Ländern haben. Werden Vorurteile bestätigt oder widerlegt? Was denken Europäer über Deutsche und Italiener? Damit ganz Europa ihre Reise »live« miterleben kann, stellen die beiden Journalisten täglich zwei Kurzfilme auf ihren Weblog, der in zehn Sprachen übersetzt wird.

Das Projekt des Goethe-Instituts ist Teil der auf zwei Jahre angelegten Initiative »Va bene?! La Germania in italiano. Italien auf Deutsch.« Das Goethe-Institut Italien hat »Va bene?!« ins Leben gerufen, um den gängigen Vorurteilen und Stereotypen zwischen Deutschland und Italien entgegenzuwirken. Die Initiative lädt Journalisten, Karikaturisten und Kolumnisten aus Italien und Deutschland in zahlreichen Projekten und Veranstaltungen ein, Gemeinplätze abzubauen und die gegenseitige Neugier neu zu entfachen.

»Va bene?! La Germania in italiano. Italien auf Deutsch.« ist eine Initiative des Goethe-Instituts Italien in Zusammenarbeit mit der Bundeszentrale für politische Bildung, dem Institut für Auslandsbeziehungen und den italienischen Kulturinstituten in Deutschland. Unter der Schirmherrschaft der Italienischen Botschaft in Deutschland und der Deutschen Botschaft in Italien.

LONDON / BERLIN

THE CELLULOID CURTAIN – EUROPE'S COLD WAR IN FILM

6. bis 9. Mai und 1. bis 14. Juni

Information Claudia Amthor-Croft
Goethe-Institut London
Tel. +44 20 75 964 043
claudia.amthor-croft@london.goethe.org

▷ WWW.GOETHE.DE/LONDON ▷ WWW.CELLULOID-CURTAIN.EU

»The Celluloid Curtain – Europe's Cold War in Film« nimmt mit einer Filmreihe die Zeit des Kalten Krieges und seine Auswirkungen auf heutige politische und medienpolitische Entwicklungen in den Blick: Spionagefilme aus Ländern jenseits und diesseits des Eisernen Vorhangs zeigen Europa als Schauplatz für Agenten, politische Verschwörungen und geheime Missionen.

Von Hitchcocks »The 39 Steps« oder der Verfilmung von John le Carrés »The Spy Who Came in from the Cold« – immer wieder inspirierte Filmemacher die politische Zweiteilung der Welt durch den Eisernen Vorhang. Eine besondere Faszination geht von der Figur des Spions aus, der als geheimer Erfüllungsgehilfe politischer Mächte auftritt: als Maulwurf des Bösen oder als Held des Guten, dient er als Identifikationsfigur oder als Feindbild des politischen Gegners. Nicht selten wurden Agententhriller politisch instrumentalisiert, die Grenzen zum Propagandafilm waren fließend. Spionagefilme werden zu Zeugnissen der europäischen Vergangenheiten jenseits und diesseits der Berliner Mauer. »The Celluloid Curtain« macht dies aus unterschiedlichen Perspektiven mit Filmen aus West-, Ost- und Mitteleuropa erlebbar. Im Rahmenprogramm »From Cold War to Wikileaks« werden darüberhinaus Fragen diskutiert, die sich 50 Jahre nach dem Mauerbau stellen: Welche Rolle spielen heute die Medien in der Politik, in Wirtschafts- und Industriespionage? Wie werden Feindbilder konstruiert? Namhafte Teilnehmer – u. a. Gordon Corera (BBC-Sicherheitskorrespondent), John Kampfner (Chefredakteur Index on Censorship), Phillip Knightley (Journalist), Sergey Lavrentiev (Filmkritiker), Gábor Zsigmond Papp (Regisseur) – und die Kuratoren der Reihe Nikolaj Nikitin und Oliver Baumgarten stellen die Filme vor und diskutieren diese hochbrisanten Themen. Nach London (Riverside Studios) kommt die Reihe ins Zeughauskino im Deutschen Historischen Museum. Kooperationspartner sind EUNIC London und Berlin und die Bundeszentrale für politische Bildung.

TALLINN
GATEWAYS. KUNST UND VERNETZTE KULTUR
13. Mai bis 25. September

Information Ralf Eppeneder
Goethe-Institut Estland
Tel. +372 627 6966
eppeneder@tallinn.goethe.org
▷ WWW.GOETHE.DE/ESTLAND
▷ WWW.GATEWAYS.EE

Tallinn ist 2011 Kulturhauptstadt Europas – ein Jahr lang steht die estnische Ostseemetropole im Zeichen der Kunst. Mit der Ausstellung »gateways« beteiligt sich das Goethe-Institut in Zusammenarbeit mit dem Kumu Art Museum Tallinn an dem Programm.

Kuratorin Sabine Himmelsbach, Leiterin des Oldenburger Edith-Ruß-Hauses für Medienkunst, knüpft mit der Ausstellung an die große Internetaffinität des »e-Laboratoriums« Estland an: Sie präsentiert 27 junge, europäische Künstlerinnen und Künstler, die sich in ihren Werken mit den veränderten Bedingungen einer vernetzten und zunehmend medial vermittelten Welt auseinandersetzen. Die experimentellen Arbeiten beschäftigen sich auf unterschiedliche Art und Weise mit »gateways« – Zugängen zu Handlungs- und Erlebnisräumen unserer digital vernetzten Kultur. Mit Aktionen, audio-visuellen Installationen, Spaziergängen und anderen Formaten findet die Ausstellung ihre Fortführung im städtischen Raum.

Über elektronische Netzwerke und mobile Technologien ist das Publikum zur aktiven Teilnahme eingeladen. So wird in dem Projekt »Beacon« des Londoner Künstlerpaares Thomson & Craighead eine Auswahl von Suchanfragen, wie sie täglich millionenfach im Internet gestellt werden, in Echtzeit übertragen und an die Wand projiziert. Jenny Marketou aus Griechenland widmet sich in ihrer Installation dem überwachten, öffentlichen Raum des 21. Jahrhunderts: 99 kleine Videokameras sind mit roten Wetterballons verbunden und nehmen den kontinuierlichen Strom von Besuchern auf dem Vorplatz des Kumu Art Museums auf; die Daten werden live in den Ausstellungsraum übertragen und mit anderen Aufnahmen öffentlicher Orte verglichen. In ihrer poetischen Installation lässt Marketou den überwachten Raum zu einem sozialen Ort der Interaktion werden.

BONN
KUNST. KULTUR. KONFLIKT.
17. und 18. Mai

Information Imke Grimmer
Goethe-Institut Zentrale
Telefon +49 89 15921 415
grimmer@goethe.de
▷ WWW.GOETHE.DE/KUNSTKULTURKONFLIKT

Kunst und Kultur agieren in und reagieren auf Konflikte. Kunst reflektiert, pointiert und provoziert das Zeitgeschehen. Gleichzeitig braucht es Kreativität zur Überwindung der Krisen. Welche Chance hat und welche Risiken bergen Kultur- und Bildungsarbeit in Krisen- und Konfliktregionen? Wie können sich die verschiedenen Akteure besser abstimmen und welche neuen Ansätze lassen sich aus dem Zusammenspiel der in unterschiedlichen Ministerien verorteten Maßnahmen und Formate entwickeln?

Das Spannungsfeld zwischen Kunst, Kultur und Konflikt ist Thema einer Konferenz am 17. und 18. Mai 2011 in Bonn. Organisiert wird sie von der Arbeitsgruppe »Kultur und Entwicklung«. Dieser gehören an: der Deutsche Akademische Austauschdienst, die Deutsche Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit, die Deutsche Welle, das Goethe-Institut und das Institut für Auslandsbeziehungen.

Die Konferenz wird von den Mittler- und Durchführungsorganisationen der Auswärtigen Kultur- und Bildungspolitik und der Entwicklungszusammenarbeit gemeinschaftlich konzipiert und in diesem Jahr federführend vom Goethe-Institut realisiert. Sie ist Teil der Bonner Veranstaltungsreihe zu Kultur und Entwicklung und knüpft an das Symposium »Kultur und globale Entwicklung« aus dem vergangenen Jahr an. Die Bundesstadt Bonn fördert die Reihe durch Mittel des Europäischen Fonds für Regionale Entwicklung (EFRE).

»Kunst. Kultur. Konflikt.« richtet sich an Kulturschaffende, Bildungspraktiker, Wissenschaftler und Institutionen, die sich im Feld »Kultur und Entwicklung« engagieren, an Stiftungen, zivilgesellschaftliche Träger und Nicht-Regierungsorganisationen wie auch an Entscheidungsträger aus Ministerien, Parlamenten, Ländern und Kommunen.

DEUTSCHLAND

FUSSBALL-WELTMEISTERSCHAFT DER FRAUEN 2011

26. Juni bis 17. Juli

Information Christoph Mücher
Goethe-Institut Zentrale
Tel. +49 89 159 21 249
muecher@goethe.de
▷ WWW.GOETHE.DE/SPORT-DEUTSCH

Ende Juni fällt der Startschuss zur Frauen-Fußballweltmeisterschaft 2011. Knapp einen Monat ist die Welt wieder einmal zu Gast in Deutschland, 16 Länder aus allen Regionen der Erde nehmen teil. Aus diesem Anlass hat das Goethe-Institut – wie schon zur WM 2006 – ein Sprach- und Kulturprogramm ins Leben gerufen. An jugendliche Deutschlernerinnen aus der ganzen Welt richtet sich ein Wettbewerb, der in Kooperation mit dem Deutschen Fußballbund (DFB) realisiert wird.

Unter der Überschrift »Wie Sport mein Leben verändert hat!« sind Mädchen eingeladen, ihre persönliche Beziehung zum Sport in Worten oder Bildern zu erzählen. Eine Jury wählt die 30 schönsten Geschichten aus. Den Siegerinnen winkt eine zweiwöchige Reise nach Deutschland zur WM, bei der sie nebenbei ihr Deutsch verbessern können: Auf dem Programm stehen ein Deutschkurs, Sport, die WM-Eröffnungsfeier sowie Begegnungen mit Persönlichkeiten aus der Welt des Fußballs. Ein Online-Portal WM illustriert die wechselvolle Geschichte des Frauenfußballs, bietet Hintergrundinformationen zu Schule und Sport in Deutschland und lädt zum WM-Quiz ein.

Um einen Blick auf die Teilnehmerländer jenseits des Fußballplatzes zu werfen, hat das Goethe-Institut eine Artikel-Serie initiiert, die die einzelnen Länder porträtiert und im Vorfeld der WM in deutschen Zeitungen veröffentlicht wird. Wie geht es den Frauen in den teilnehmenden Ländern? Welchen Stellenwert hat Frauenfußball in Staaten wie Nordkorea, Neuseeland oder Kolumbien? Und welches Bild haben eigentlich die Menschen aus Äquatorialguinea von Deutschland?

MÜNCHEN / BERLIN

60 JAHRE GOETHE-INSTITUT!

1. und 5. Juli

Information Christoph Mücher
Goethe-Institut Zentrale
Tel. +49 89 159 21 249
muecher@goethe.de

2011 wird das Goethe-Institut 60 Jahre alt. Aus dem 1951 von sechs Deutschlehrern gegründeten Verein ist ein weltumspannendes Netzwerk geworden. 149 Institute in 93 Ländern, rund 3.000 Mitarbeiter, tausende prominente Besucher, Millionen Sprachschüler: Hinter diesen Zahlen verbirgt sich ein unendlicher Schatz von Geschichten aus der ganzen Welt. Geschichten, die der Dokumentarfilm »60 Jahre Goethe« erzählt. Geschichten aus armen und reichen Ländern, aus Kriegsgebieten und Ferienparadiesen, aus alten Diktaturen und jungen Demokratien, aus dem fernen Osten und dem mittleren Westen. Geschichten über Pioniergeist und Aufbruch, über Phantasie und Enthusiasmus, über Leidenschaft und die Kunst der Improvisation, über große Erfolge, aber auch über kleine Niederlagen und kulturelle Missverständnisse. Ob Schriftsteller, Philosophen, Schauspieler, Musiker oder Filmregisseure, die Dokumentation präsentiert die ganze Fülle der Kulturschaffenden Deutschlands der letzten 60 Jahre, von Jörg Immendorff bis Peter Sloterdijk, von Hans Magnus Enzensberger bis Sasha Waltz, von Werner Herzog bis Frido Mann, von Wolfgang Kohlhaase bis Herta Müller.

Feste gilt es zu feiern: Am 1. Juli widmet Münchens Oberbürgermeister Christian Ude seinem prominenten »Münchener Kindl« den traditionellen Kulturempfang. Am 5. Juli lädt das Goethe-Institut zum großen Geburtstagsfest in die Gemäldegalerie in Berlin, um mit Freunden aus Kunst und Kultur, Politik und Wirtschaft zu feiern.

RAMALLAH: Wo keine öffentlichen Bibliotheken zugänglich sind, schickt das Goethe-Institut Bücher auf Reisen

GOETHE-INSTITUT IN RAMALLAH SCHICKT BÜCHERBUS AUF REISEN

Da für viele Kinder der Weg von ihrem Wohnort bis zur nächsten Bibliothek in Ramallah mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, setzt das Goethe-Institut die Kinder- und Jugendbücher des Französisch-Deutschen Instituts kurzerhand auf »Räder«. Ende Februar startet ein Bücherbus mit rund 1.500 deutschen, französischen und arabischen Medien, darunter Sach-, Lieder- und Spielbücher sowie Filme, Romane und Unterrichtsmaterialien. Nach einem festen Fahrplan steuert der Bus Partnerschulen des Goethe-Instituts in den palästinensischen Gebieten an. Ergänzt wird das Angebot des Bücherbusses durch zahlreiche Aktivitäten wie Puppentheater, Bilderbuchkino oder Lesewettbewerbe sowie begleitende Workshops für Lehrer, Bibliothekare und Lesepaten.

Der Bibliotheksbus ist ein Projekt des Goethe-Instituts, das vom deutsch-französischen Kulturzentrum in Ramallah zusammen mit dem Tamer Institute for Community Education betrieben und vom Fonds Elysées unterstützt wird.

▷ WWW.GOETHE.DE/BIBLIOBUS

BRUNO GROSS IST NEUER KAUFMÄNNISCHER DIREKTOR DES GOETHE-INSTITUTS

Zum 1. März löst Bruno Gross den bisherigen Kaufmännischen Direktor des Goethe-Instituts, Jürgen Meier, ab. Zusammen mit Generalsekretär Hans-Georg Knopp bildet Bruno Gross damit den Vorstand der größten Mittlerorganisation der Auswärtigen Kulturpolitik.

Der promovierte Physiker war lange in der Wirtschaft tätig, unter anderem als Unternehmensberater bei McKinsey. 2006 wechselte er in die Wissenschaftsverwaltung. Als Kanzler der Hochschule für angewandte Wissenschaften München bestimmte er die Geschicke einer internationalen Bildungsinstitution mit rund 60 Studiengängen, 470 Professoren und mehr als 14.500 Studierenden. Als Kaufmännischer Direktor ist Bruno Gross zugleich stellvertretender Generalsekretär des Goethe-Instituts.

FASZINATION AMERIKA – FASZINATION EUROPA

Welche Bilder haben junge Europäer von der Kultur jenseits des Atlantiks? Wie stark wirkt die Faszination Amerikas unter Jugendlichen aus Deutschland, Tschechien, Polen und Frankreich? Und was denken US-amerikanische Jugendliche über Europa?

Um zum gegenseitigen Verständnis Jugendlicher dies- und jenseits des Atlantiks beizutragen, hat das Goethe-Institut einen Essaywettbewerb ins Leben gerufen. Jugendliche in Polen, Tschechien, Deutschland, Frankreich und den USA konnten sich bis Anfang 2011 daran beteiligen. Die Sieger des Wettbewerbs trafen sich vom 3. bis 7. März in Berlin. Bei einem Workshop diskutierten sie ihre unterschiedlichen Sichtweisen und präsentierten sie im Gespräch mit Journalisten, Historikern und Politikern auf der Abschlusskonferenz am 7. März. Nachzulesen sind die Essays im Internet unter: www.goethe.de/faszination. Workshop und Abschlusskonferenz wurden in Zusammenarbeit mit der Europäischen Akademie Berlin organisiert.

▷ WWW.GOETHE.DE/FASZINATION

RESPECT. COMICS FOR TOLERANCE

»Du musst Deinen Nachbarn nicht lieben. Fang einfach an, ihn zu achten« – unter diesem Motto steht das russisch-deutsch-britische Gemeinschaftsprojekt »RESPECT. Comics For Tolerance«. Im April startet die Initiative mit zwei Workshops in Moskau und Jekaterinburg, zu denen russische und europäische Comic-Künstler zusammenkommen und sich künstlerisch mit den Themen Toleranz und Respekt für fremde Menschen und Kulturen auseinandersetzen. Ziel der Initiative ist, Comics als Kunstgenre in Russland zu etablieren und die junge russische mit der europäischen Comic-Szene zu vernetzen. Bis Sommer 2012 stehen zahlreiche Veranstaltungen und Seminare mit Comic-Experten auf dem Programm; Höhepunkt ist das Moskauer Comic-Festival »KomMissia« im Frühjahr 2012. Die im Rahmen des Projekts entstehenden Arbeiten werden in Comic-Heften und ab Ende April im Internet präsentiert.

Projektpartner sind das Goethe-Institut Moskau, der British Council, das Moskauer Zentrum für zeitgenössische Kunst Winzavod, das Moskauer Comic-Festival KomMissia und die Jekaterinburger Filiale des Staatlichen Zentrums für Zeitgenössische Kunst (NCCA). Unterstützt wird das Projekt von der Europäischen Union.

▷ WWW.RESPECT.COM.MX

WIEDER EIN GOETHE-INSTITUT FÜR ZYPERN

Ende Januar besuchte Bundeskanzlerin Angela Merkel das Goethe-Zentrum auf Zypern. Das auf der Trennlinie zwischen dem türkischen und dem griechischen Teil Nikosias gelegene Haus wird im Frühsommer seinen ehemaligen Status als Goethe-Institut zurückerhalten. Damit entsteht auf Zypern das 150. Goethe-Institut weltweit. »Deutschland ist mit seiner spezifischen Erfahrung von Teilung und Wiedervereinigung auf Zypern ein besonders geschätzter Dialogpartner. Wir freuen uns, dass die Bundeskanzlerin ein Haus besucht, das schon jetzt ein viel besuchter Ort der Begegnung griechisch- und türkischstämmiger Zyprer ist«, so der Präsident des Goethe-Instituts, Klaus-Dieter Lehmann.

GOETHE-INSTITUT KOOPERIERT MIT DEM »ARSENAL – INSTITUT FÜR FILM UND VIDEOKUNST«

Fast 50 Jahre nach seiner Gründung hat das »Arsenal – Institut für Film und Videokunst« nicht nur eine 10.000 Titel umfassende Filmesammlung vorzuweisen. Es spiegelt auch ein halbes Jahrhundert internationale Kinogeschichte jenseits des Kommerziellen. Unter der Überschrift »Living Archive« widmet sich das Arsenal jetzt mit mehreren Projekten der Aufarbeitung dieses einzigartigen Bestands. Eines davon ist ein Stipendiatenprogramm des Goethe-Instituts. Es sieht vor, jährlich zwei Film- bzw. Videokuratoren aus dem Ausland die Möglichkeit zu geben, bis zu drei Monate in Berlin zu leben, im Archiv zu recherchieren und eigene Projekte zu entwickeln. Die erste Goethe-Stipendiatin steht bereits fest: Madhusree Dutta, Filmemacherin sowie Gründerin und Direktorin eines interdisziplinären Kunst- und Forschungszentrums in Mumbai. Sie begann im März mit ihrer Arbeit.

▷ WWW.ARSENAL-BERLIN.DE

9 FRAGEN AN GABRIELE KREUTER-LENZ IN MÜNCHEN

Seit 12 Jahren leitet Gabriele Kreuter-Lenz die Abteilung »Zentrale Dienste«. Sie ist für die 185 Liegenschaften des Goethe-Instituts und das Krisenmanagement zuständig, Chefin der Bereiche Recht, Informationstechnologie, Einkauf, Reise- und Tourneeorganisation und hat es geschafft, eine klassische Männerdomäne aufzubrechen. Ihr Traumberuf war einmal die Führung eines sehr guten Hotels, aber, so sagt sie, »das wäre meiner jetzigen Arbeit gar nicht so unähnlich«.

1 *Frau Kreuter-Lenz, die meisten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter Ihrer Abteilung sind in typischen Männerberufen tätig. Wie viele Frauen arbeiten bei Ihnen?*
Die Männer sind in der Überzahl. Gerade die Informationstechnologie wird noch immer von Männern dominiert, ebenso wie die technischen Dienste und der Innere Dienst. Umso besser ist es, dass das Goethe-Institut schon vor 12 Jahren den Mut hatte, eine Frau an die Spitze zu setzen. Und mit rund 45 Prozent Frauen in der Abteilung stehen wir inzwischen schon ganz gut da.

2 *Was unternehmen Sie, um die Frauenquote in Ihrer Abteilung zu erhöhen?*
Ich bin keine Freundin der Frauenquote. Mir geht es vor allem um die fachliche Qualifikation, das Können, das Engagement und den Willen weiterzukommen. Ob es sich dabei um eine Frau oder einen Mann handelt, ist mir dabei nicht wichtig. Wünschen würde ich mir, dass Frauen mutiger sind, nicht so oft den vermeintlich bequemeren Weg wählen, sondern ihr Können und Wissen zeigen und ihre Anliegen offensiver vertreten.

3 *Was mussten Sie lernen, als Sie die Leitung der »Zentralen Dienste« übernommen haben?*
Zunächst musste ich mich natürlich in die verschiedensten Fachgebiete einarbeiten. Dann musste ich vor allem lernen, dass nicht alles so schnell geht, wie ich mir das dachte. Auch dass nicht immer alles so glatt läuft, wie geplant. Meine Zeit in Kolumbien war da sehr hilfreich – dort habe ich gelernt, schnell zu reagieren, umzudenken und zu handeln.

4 *Glauben Sie, dass es typisch weibliche und typisch männliche Durchsetzungsstrategien gibt?*
Ehrlich gesagt, nein. Ich denke, dass jeder seinen eigenen Führungsstil hat – unabhängig vom Geschlecht. Fachlich gut und integer sollte man sein, hinter und vor seinen Kolleginnen und Kollegen stehen, den Mut haben zu delegieren, ihnen zu vertrauen und sie zu respektieren. Ich glaube, dass man Führung nicht lernen kann. Es gibt bestimmte »Werkzeuge«, die man sich aneignen kann, aber letztendlich ist es eine Frage der Persönlichkeit.

5 *Fällt es Männern schwerer als Frauen, weibliche Vorgesetzte zu akzeptieren?*
Das kommt ganz auf den Mann an. Aber meist ist es so: Hat Mann erst einmal Respekt und Vertrauen gewonnen, wird Frau voll und ganz akzeptiert. Ich habe sogar den Eindruck, dass Männer dann sehr offen reagieren, sich öffnen und auch über Probleme sprechen, die nicht unmittelbar mit Arbeit zusammenhängen. Und damit meine ich nicht Themen wie Fußball oder Autos …

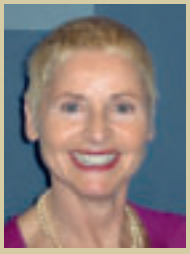
6 *Und wie ist das bei den Frauen?*
Manchmal nicht so einfach wie man denken könnte. Spielen Missgunst oder Eifersucht eine Rolle? Ich weiß es nicht. Aber es kommt vor, dass ich mich in einer Konkurrenzsituation fühle und nicht verstehe, wo genau das Problem liegt. Merkwürdigerweise sind Frauen oft so gar nicht solidarisch und bekämpfen ihre Geschlechtsgenossinnen.

7 *Worüber ärgern Sie sich in ihrer täglichen Arbeit am meisten?*
Über mangelnden Respekt. Es ist für jeden völlig selbstverständlich, dass die Heizung geht, die PCs funktionieren, die Reisen reibungslos laufen. Niemand bedankt sich oder würdigt die Leistungen der Kolleginnen und Kollegen der Abteilung. Wir hören nur dann etwas, wenn es »brennt«, etwas nicht funktioniert oder wir darum bitten müssen, dass Rechtsvorschriften eingehalten werden.

8 *Und was lieben Sie an Ihrer Arbeit besonders?*
Die Komplexität, die Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Aufgaben, die Verflechtung der diversen Tätigkeiten mit den Zielen des Goethe-Instituts, die neuen Herausforderungen – es wird nie langweilig!

9 *Was möchten Sie in den kommenden Jahren erreichen?*
Ich möchte es schaffen, dass die Abteilung noch häufiger und frühzeitiger in Planungen, Überlegungen zur Weiterentwicklung des Goethe-Instituts und Think-Tank-Gruppen einbezogen wird. Wir sind nicht nur »Troubleshooter«, sondern Berater auf Augenhöhe, die stets im Interesse des Gesamtinstitutes denken und handeln.

Gabriele Kreuter-Lenz ist seit 1986 beim Goethe-Institut. Sie ist Volljuristin, arbeitete nach ihrer internen Dozentenausbildung am Goethe-Institut Berlin, dann als Institutsleiterin in Algier und Bogotá. Nach sechs Jahren Bogotá, »als ich hoffte, man würde mich dort vergessen«, wurde sie in die Zentrale des Goethe-Instituts in München versetzt, um dort die Abteilung »Zentrale Dienste« zu übernehmen.



In der Altstadt von Medina

IMPRESSUM Herausgeber © 2011 Goethe-Institut e. V. Zentrale, Dachauer Straße 122, 80637 München, www.goethe.de

Konzept und Redaktion Gabriele Stiller-Kern · Mitarbeit Christoph Mücher, Regina Peper und Thomas Röbke · V. i. S. d. P. Prof. Dr. Michael Jeismann · Gestaltung fernkopie · Schlusskorrektur Claudius Prößer · Druck DruckVerlag Kettler GmbH, Bönen

BILDNACHWEIS Umschlagseite 2: Goethe-Institut Südafrika, Seite 2: Khlail Nemmaoui, Nuria Fatykhova (rechts unten), Seite 3: Goethe-Institut e. V., Seiten 4 und 5: Khalil Nemmaoui, Seite 6: Maciej Dakowicz, Seite 8: Anant Raut (oben), Christiane Wöhler (unten), Seite 11: Kate B. Dixon (oben), colourbox (unten), Seite 12: Christiane Wöhler (oben), P/F/H (B. Heinz) (unten), Seite 13: Khalil Nemmaoui, Seite 15: von links nach rechts: Christoph Rieken, Ulla Schmidt, Bündnis 90/Die Grünen, Die Linke, Seite 16: Khalil Nemmaoui, Seite 18: Khalil Nemmaoui (oben), Elisabeth Wellershaus (unten), Seiten 20 und 21: Nhlanhla Mngadi, Seite 20: Dorothee Wenner (unten), Seite 23: Goethe-Institut Südafrika, Seiten 24, 26 und 27: Dina Koschorreck, Seite 26: Barbara Klimke (unten), Seiten 28 und 31: Heiner Schultz, Seite 30: Beatrice Di Budu, Seite 32: Sibylle Bergemann (Ostkreuz), Seite 34: von links nach rechts: Sakhorn Butchanon und Jürgen Knott, picasa.web, flickr.com/wpilsak, Seite 35: Patrick Wildermann, Seite 36: Friedemann Derschmidt (links oben), Simone Lenz (rechts oben), Michal Fattal (unten/Mitte), Simone Lenz (unten), Seite 38: Evelyn Runge, Seite 39: Sinartus Sosrodjoj, Seite 40: Goethe-Institut Indonesien, Seite 41: Sinartus Sosrodjoj, Seiten 42, 43, 44 und 45: Museums Department Sharjah, Seite 43: flickr.com (unten), Seiten 46 und 48: Sibylle Bergemann (Ostkreuz), Seite 49: Anne Schönharting (Ostkreuz), Seiten 50 bis 53: Susanne Niemann, Seite 53 (unten): Edith Kresta, Seite 54: Franz Mon, Streifentext 20-4-1962 (links), Courtesy of German Films, Keep Surfing (rechts), Seite 55: Simonetta Fachini (links), Die 1000 Augen des Dr. Mabuse, BRD 1960, Regie: Fritz Lang, Filmmuseum Berlin, Stiftung Deutsche Kinemathek (rechts), Seite 56: Red Eye Sky Walkers, Jenny Marketou (links), Puppentheater-Ensemble in Kabul, Goethe-Institut Kabul (rechts), Seite 57: Tipp-Kick, Florian von Plock (links), Goethe-Institut Istanbul (rechts), Seite 58: Jonas Witsch, Seite 60: Anne-Kathrin Lange, Umschlagseite 3: Christiane Wöhler

TITELBILD Das Foto von Jens Ulrich zeigt eine Collage, die während eines Foto-Workshops mit Künstlern aus Tansania im November 2010 in Daressalam entstanden ist.

Die Bilder auf den Seiten 8 (unten), 12 (oben) und auf der Umschlagseite 3 sowie weitere Fotografien von Christiane Wöhler entstanden im Rahmen einer Künstlerresidenz, zu der das Goethe-Institut Marokko eingeladen hat. Sie sind Teil der aktuellen Ausstellung anlässlich des Weltfrauentages **»FEMMES PORTEUSES D'AVENIR«** im Goethe-Institut Casablanca.

Aus Gründen der besseren Lesbarkeit haben wir in diesem Magazin auf eine durchgängige Nennung der weiblichen und männlichen Form verzichtet. Dennoch beziehen sich die Texte in der Regel auf beide Geschlechter · Die namentlich gekennzeichneten Artikel geben nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wieder.

»Goethe-Institut. Reportagen Bilder Gespräche« erscheint dreimal im Jahr.

Goethe-Institut e.V.
Zentrale
Dachauer Straße 122
80637 München
Deutschland

Telefon +49 (0)89 159 210
www.goethe.de